

JOACHIM SIEGERIST

SPRECHENDE BILDER

AUS DER JOURNALISTEN-SCHATZTRUHE

WPR POLITIK VERLAG

JOACHIM SIEGERIST

SPRECHENDE BILDER

AUS DER JOURNALISTEN-SCHATZTRUHE







Joachim Siegerist

Sprechende Bilder
– Aus der Journalisten-Schatztruhe –

Joachim Siegerist

Sprechende Bilder

– Aus der Journalisten-Schatztruhe –

Herausgeber:
WPR, Wirtschafts- und Politikverlag Hamburg
Dezember 2007

1. Auflage Dezember 2007

(WPR) Wirtschafts- und Politikverlag GmbH
Beethovenstraße 60 – 22083 Hamburg
Telefon : 040 / 298 10 390 – Telefax: 040 / 298 22 240

Druck:
Kölle-Druck, Preußisch Oldendorf

Fotos:
Uwe Hempen, Aktion Reiskorn e.V.,
Die Deutschen Konservativen e.V.

ISBN 978-3-9810430-3-7

Inhaltsverzeichnis

Eine ganz besondere Widmung:

Für alle diejenigen, die auf meiner Seite stehen

Ich weiß, daß ich kein einfacher Mensch bin. Was ich denke – das sage und schreibe ich ungefiltert. Das kann und möchte ich in meinem Leben nicht mehr ändern. Deswegen habe ich viele Gegner, Feinde.
Aber auch sehr, sehr viele treue Freunde. Diesen Freunden möchte ich mit meinem Buch sagen: Danke. Danke, daß Sie auf meiner Seite stehen.
Danke – vor allem an die Förderer meiner Arbeit bei den Deutschen Konservativen e.V. und dem mir lieben Kinderhilfsverein Aktion Reiskorn e.V., mit dem schon so viel Gutes bewirkt werden konnte.
Was aus Liebe zur Nation und zu den Menschen getan wird – das ist nie umsonst.

Joachim Siegerist Im Dezember 2007

Liebeserklärung an alle Mütter

Die erste Geschichte meines Buches ist eine Liebeserklärung an alle Mütter. Speziell an die Mütter der Nachkriegszeit. Eine Bitte: Kupfern Sie meine Lese-Unart nicht ab: Keinesfalls aus Neugierde gleich das Ende der Geschichte lesen. Denn am Schluß verrate ich, um welche Mutter es sich handelt. Ein altes Foto in meinem Archiv rief Erinnerungen an diese großartige Frau wach.
Der Sohn erzählte mir alles über seine Mutter. Und in seinem Namen schrieb ich dann für ihn diese Geschichte, die längst in Vergessenheit geraten ist:
„Meiner Mutter verdanke ich unglaublich viel. Sie hat mir die Ausbildung ermöglicht, sie hat in den schlechten Jahren der Nachkriegszeit Elend von uns ferngehalten und hat uns vergessen lassen, daß wir ohne Vater aufwachsen mußten. Vater war im Krieg gefallen. Und wenn die Kinder gefragt wurden ‚Habt Ihr keinen Vormund?' – dann haben wir immer stolz geantwortet ‚Wozu? Wir haben doch unsere Mutter.'
Von ihren Erzählungen weiß ich, wie sie am 12. April 1945 hochschwanger, mit mir im Kinderwagen und meinem 5 Jahre alten Bruder Eike an der Hand vor den Sowjets aus Berlin flüchtete. Mit dem letzten Zug. Und einem einzigen Koffer. Alles andere mußte sie zurücklassen. Mutter ging mit uns zu ihren Eltern nach Börnsen in Schleswig-Holstein. Dort wohnten wir einige Zeit zusammen in einem Zimmer.
Aber sie wollte sich, meinem Bruder, meiner inzwischen geborenen kleinen Schwester und mir ein eigenes Heim geben. Sie pachtete in Börnsen ein winziges Grundstück, um darauf ein kleines Behelfsheim zu bauen. Und dann ging meine Mutter ans Werk und schaffte wie ein Schwerarbeiter. Sie transportierte bis zu 70 Schubkarren täglich, um ein Gärtchen anzulegen, klopfte mit einem Hammer im Trümmerschutt der Hamburger Häuserruinen Kacheln von den Steinen, um uns ein hübsches

Badezimmer einzurichten. Und in den Nachtstunden nähte sie für fremde Leute. Von dem Geld, das sie dafür bekam, konnte sie den Lohn für den benötigten Maurer bezahlen. Wie selbstverständlich ging sie dem Maurer zur Hand. Sie stapelte in Trümmern gesuchte Steine und mischte im großen Bottich den Zement. Ich bin noch heute stolz auf meine Mutter, wenn Nachbarn, die sie damals beobachteten, mir diese Geschichten erzählen. Sie selber spricht nur ungern über die schwere Zeit. Für sie war das wohl auch alles selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich war es für Mutter, daß sie später, als es uns besser ging, die 100-Marks-Unterstützung, die sie vom Wohlfahrtsamt erhalten hatte, zurückzahlte.
Ich habe Mutter eigentlich nie klagen gehört. Nur manchmal sah ich sie als Kind heimlich weinen. Dann dachte sie an unseren Vater, der im Krieg geblieben war. Sie wollte es einfach nicht glauben, daß Vater nicht mehr leben sollte. Deswegen wurde meine Schwester auch erst getauft, als sie eingeschult wurde. Denn Mutter hatte immer gehofft, daß Vater die Taufe des Kindes noch miterleben könnte.
Mutter lebt noch in Börnsen, in ihrer 3-Zimmer-Wohnung. Mitte Januar hatte sie ihren 70. Geburtstag. Ich hatte sämtliche Termine abgesagt. Die ganze Familie war beisammen. Wir drei Geschwister und alle 7 Enkelkinder. Das war für sie das größte Geschenk.
Als ich dann ein wichtiges Amt bekam, ermahnte sie mich: Junge, denke daran, daß eine große Verantwortung auf dich zukommt. Bemühe dich, alles richtig zu machen. Und vor allem: Sei gerecht."
P.S. Diese Liebeserklärung gilt Marie-Elisabeth Barschel – stellvertretend für alle Mütter. Die Erzählung stammt von Uwe Barschel. Er war Ministerpräsident von Schleswig-Holstein – und wurde in Genf ermordet. Uwe Barschel war mein Freund – ihn und seine Mutter kann ich nicht vergessen. Ich durfte ihm in einem entscheidenden Wahlkampf helfen. Ich schrieb für ihn die Wahlkampf-Zeitung. Uwe Hempen machte alle Fotos. Von dieser alten Zeitung habe ich noch einige erstklassige Kopien. Wenn

Sie eine haben möchten..........Sie bekommen die Zeitung kostenlos. Anruf genügt: 040 / 299 44 01.



Ein altes Bild von Uwe Barschel (ganz links), seiner Mutter und seinen beiden Geschwistern.



Uwe Barschel mit seiner Frau Freya, die zu Unrecht als „eiskalt" in den linken Medien verleumdet wurde. Das Foto machte Uwe Hempen für eine Heimat-Reportage in der Nähe von Mölln.



Dieses Bild von Uwe Barschel und seinem kleinen Sohn liebe ich besonders. Noch heute bin ich sicher, daß Uwe Barschel ermordet wurde, keinen Selbstmord verübte.



Schleswig-Holstein – Land zwischen zwei Meeren. Uwe Hempen fotografierte Uwe Barschel im Wahlkampf mit einem Husumer Fischer.

Früher – als noch „alles besser war"

„Früher war alles besser." Nein – diesen Satz konnte ich nicht leiden. Damals – als junger Mann. Heute bin ich 60. Und tatsächlich – ich ertappe mich immer häufiger dabei, daß ich ganz, ganz im stillen denke: „Früher war tatsächlich einiges besser."
Dann kam Post von Peter Bachér. Mein alter Chefredakteur von HÖRZU und BILD am SONNTAG. Ein großartiger Journalist und wunderbarer Mensch. Ur-Enkel von Theodor Storm. In angestaubten Fotoalben hatte er gestöbert und dabei eine alte Aufnahme von 1985 entdeckt. Die Schauspielerin Margot Hielscher, eine mir nicht bekannte, freundliche Dame und ich. Ein Bild von „früher". Dazu ein kleiner Brief: „Lieber Joachim Siegerist, beim Aufräumen entdeckt: Goldene Kamera 1985 in Berlin – und Sie dabei! So viel Strahlende Fröhlichkeit ist heute selten geworden. Herzlich Ihr Peter Bachér. 26/4/04."
Da ist es wieder – nur feiner formuliert, dieses „Früher war alles besser". Das Wort „Strahlende" groß geschrieben. Kein Schreibfehler vom großen Komponisten des geschriebenen Wortes. Absicht. Hinweggesetzt über kleinliche Rechtschreib-Vorschriften. Die Fröhlichkeit war eben „Strahlend" – groß.......mußte also auch groß geschrieben werden.
Bangkok im Juni 2007. Kaum 100 Meter vom legendären ORIENTAL-Hotel ein Touristen-Geschäft. Kein glitzerndes Schaufenster, bescheiden wirkende Auslagen, eher „unmodern". Gerade deswegen geh ich rein, bin auf der Suche nach versprochenen Perlmutt-Eierlöffeln für Sonja aus Achim bei Bremen. Das Laden-Innere überrascht mich. Groß, eine riesige Auswahl. Zinn, Perlmutt, Silber, Bambus, Seide. Und hinter einem der dunkel-farbigen Teakholz-Tresen eine alte Thai-Frau. 90, 95? Schwer zu schätzen. Gebückt und runzlig wie in der Sonne getrocknete Früchte. Aber wache und klare Augen, halb grün, halb schwarz. Die festen, grauen Haare „altmodisch" zu einem Knoten gebunden. Ihr Auftreten ist so selbstsicher,



Peter Bachér, mein guter, alter Chef von der HÖRZU, schickte mir dieses Bild von mir und der Schauspielerin Margot Hielscher. Aufgenommen bei der „Goldenen Kamera" 1985 in Berlin.

daß sofort klar ist: „Das kann nur die Chefin des Unternehmens sein." Außer einem freundlichen „Guten Morgen" auf englisch hatte ich noch kein Wort gesagt................aber sie fragt mich auf deutsch: „Womit kann ich dienen?" Was für ein Satz. „Womit kann ich dienen?" Und dann in Bangkok, im fernen Thailand. „Dienen". Wer benutzt heute noch dieses Wort?
Schnell sind meine Perlmutt-Eierlöffel vergessen. Die alte Frau interessiert mich mehr. Studiert hatte sie. Geschichte und Jura. Als junges Mädchen. In Heidelberg und Berlin. In den „Dreißigern". Dann brach der Krieg aus. Sie ging zurück in die Heimat, stieg ein in das Geschäft des Vaters und Großvaters. Gegründet 1897 in Bangkok – keine 100 Meter vom ORIENTAL-Hotel. Bis heute ist es dort geblieben. „Was hat sich verändert seit damals?".....frage ich nach zwei Tassen grünem Tee und geduldigem wie wißbegierigem Zuhören ihrer Geschichten über „alte Zeiten, in denen alles besser war".
Eine einfache Antwort hat sie parat – die kluge, alte Dame zwischen Bergen von Perlmutt, Silber, Zinn, Bambus und Seide: „Sehen Sie sich die Gesichter der Menschen an, die an meinem Geschäft vorbeigehen – und achten Sie auf die Art, wie sie laufen. Früher – da haben die Menschen gelächelt, hatten Zeit, blieben stehen um miteinander zu sprechen, einer grüßte den anderen. Hektik – nein. Nur dann, wenn neue Waren angeliefert wurden." Fast eine Stunde spreche ich mit der alten Dame. Sie genießt das Gespräch. Ich auch.
Von einem Taxistand auf der anderen Straßenseite beobachte ich später die Menschen. Nein – da lächelt keiner – im Land, in dem angeblich alle lächeln. Es grüßt auch keiner den anderen. Die Menschen hasten, eilen, sind rastlos. Nur ein dicker, schmierig wirkender Taxifahrer lächelt mich an. Weil er sich vom „verrückten Farang" (Farang ist in Thailand ein freundlich klingendes Wort für „Fremder" oder „Ausländer") ein gutes Geschäft verspricht. Aber sein Lächeln zeigt Dollar-Zeichen statt Pupillen in den dunklen Augen. Und meine Gedanken gehen nach Deutschland.

„Fünfziger Jahre" im nicht so feinen Bremen-Oslebshausen. An der Finkenau 111. Nebenan wohnte Opa Witte und „Dackelchen".........so nannte ich als Kind respektlos seine Frau, weil sie so dick war und beim Laufen wackelte wie ein Wackel-Dackel..........diese dusseligen und einfallslosen Plastik-Dackel, die damals die hintere Ablage der meisten deutschen Autos zierten – und die wir alle besonders schön fanden, weil sie beim Fahren ständig hin- und herwackelten. Opa Witte und Dackelchen standen jeden Abend bei gutem Wetter vor der Tür des kleinen Nachbar-Reihenhauses, Finkenau 109. An Opa Witte und Dackelchen kam keiner vorbei. Ein freundliches Wort und einige Sätze mit jedem, der die Finkenau 109 „passierte". Opa Witte und Dackelchen waren nicht die einzigen „Am-Abend-vor-der-Tür-Steher". In der Finkenau standen am Abend viele vor der Tür. Fernsehen hatte kaum einer. Das-vor-der-Tür-Stehen war Ersatz für den fehlenden Marktplatz, auf dem die Menschen „früher in besseren Zeiten" zusammenkamen, über Gott und die Welt sprachen, sich einer nach dem Wohlbefinden und den Sorgen des anderen erkundigte.
Meine Mutter war gegen dieses „Vor-der-Tür-Stehen." Ich fand es toll, weil ich mir dann zum 100sten Mal Opa Wittes Schauergeschichten aus dem Zweiten Weltkrieg anhören konnte, die außer mir keiner mehr hören wollte.
Heute steht in der Finkenau keiner mehr vor der Tür. Es gibt Fernsehen. Es gibt Videos. Es gibt Computer. Nachbarschaft nur noch auf Sparflamme. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt.
Da sterben Menschen in ihrer Wohnung – und oft dauert es Monate, bis überhaupt bemerkt worden ist, daß „jemand da war". Mitmenschlichkeit – ich glaube schon, daß das „früher alles besser war".
Besonders krass zu spüren in der Wirtschaft. Verklären möchte ich da nichts. Auch früher lebten Betriebe vom Gewinn – und damit auch die Mitarbeiter. Es ist aber keine sozialistische Floskel, daß Aktionäre nun einmal fast ausschließlich Interesse am Profit haben und

Mitmenschlichkeit in der Arbeitswelt auf der Strecke geblieben ist.
Die knorrige Generation der Nachkriegs-Unternehmer, die ich noch hautnah erleben konnte, war mit Sicherheit menschlicher als die mit Laptop ausgerüsteten Unternehmer im dunkel-grauen oder dunkel-blauen Zweireiher, die laut in ihre hochmodernen „Handys" sprechen, um damit ihre Bedeutung und Wichtigkeit zu unterstreichen.
Daß ich es nicht vergesse: Natürlich habe ich bei der alten Thai-Dame am ORIENTAL noch die Perlmutt-Löffel gekauft. Sechs wunderschöne Löffel. Und ein Löffel nur 3,80 Euro. Kein Plastik. Echt Perlmutt – so wie früher, als noch „alles besser war".

Sammler aller Art sind „verrückt" – und mein „Prunk-Pokal" aus Meißen

Sammler aller Art sind ein wenig verrückt und machen mit ihrer Sammelwut auch andere verrückt. Wehe dem, der einen Briefmarkensammler wissen läßt: „Außer der blauen Mauritius interessiert mich keine Briefmarke." Sagen Sie einem Bierdeckel- oder Streichholz-Schachteln-Sammler „Wozu der Quatsch?".........bislang vorhandene Sympathie gefriert sofort auf Minusgrade.
Niemals einen Münzsammler beim Polieren seiner Taler stoppen – oder die Begeisterung mit der unentschuldbaren Frage zerschlagen: „Ist das auf Dauer nicht zu langweilig?" Ich glaube, daß Sammelwut in jedem Menschen steckt – bei vielen eine tief-sitzende, angeborene Eigenschaft ist. Kleine Mädchen sammelten früher Oblaten. Mit Silber-Glitzer „gezuckerte" Pausbacken-Engel, die mit nach oben gerichtetem Augenaufschlag ziemlich dusselig aus den Poesie-Alben gafften...........verziert mit allen möglichen Sprüchen von Freundinnen und Klassenkameraden. Auch meine Schwester Karin war von dieser Sammelwut gepackt. Sie war – auf den Tag genau – sechs Jahre älter als ich...........und immer wenn ich sie wütend machen wollte, sah ich verächtlich als rotziger Straßenjunge auf die Pausbacken-Engel, sagte herablassend: „Die sehen aus wie doofe Arschbacken-Gesichter"..............und lief dann um mein Leben. Besser hätte ich die Verletztheit der großen Schwester nicht rauskitzeln können.
Wir Jungs waren mit unserer Sammelleidenschaft aber nicht besser, liebten „Picker" über alles. Andere sagen Marmeln oder Murmeln. Aus bunt angemaltem Ton waren die einfachen, die tönernen mit Silber- oder Goldbronze bekamen eine höhere Rangordnung. Und dann erst die Glas-Picker. In verschiedenen Größen, in verschiedenen Farben. Wie ein sich ständig vermehrender Schatz wurden sie gehütet. Entweder in einem alten Socken oder in einem speziell genähten Picker-Säckchen.

Natürlich wurden die simplen Ton-Picker säuberlich von den „wertvollen" Glas-Pickern getrennt.
Und 50 Jahre später besuchte ich Peter Tamm an der feinen Elbchaussee in Hamburg. Als General-Bevollmächtigter des Axel-Springer-Verlages war er über viele Jahre mein Chef. Peter Tamm ist auch ein Sammel-Verrückter. Schon als Kind Marine- und Schiffahrts-„verrückt", fing an alles zu sammeln, was mit Schiffahrt und Marine zu tun hat. Dann zuständiger Redakteur beim Hamburger Abendblatt für Schiffahrt.......was die Sammel-Leidenschaft verstärkte.
Er muß es gespürt haben, daß ich für Marine und Schiffahrt nicht der richtige Ansprechpartner war. Wir arbeiteten lange und meist gut zusammen. Aber wir sprachen immer nur über Zeitungen, Politiker und die Politik in Deutschland. Da fühlte ich mich sicher. Meine Schiffahrts-Kenntnisse bezogen sich auf Ausflugs-Fahrten mit der „Seuten Deern" nach Helgoland oder Fahrten mit der Fähre von Calais nach Dover. Egal ob Helgoland oder Dover..........mir wurde regelmäßig schlecht. Bei einer Fährenfahrt über den Kanal nach England 1981 hatte ich mir fest vorgenommen „Diesmal nicht. Reiß dich zusammen", kaute Weißbrot, weil das angeblich gegen Seekrankheit helfen soll. Aber dann war da diese gelbgesichtige Chinesen-Mama mit an Bord. Nein, gelb war sie eigentlich nicht. Eher eine Mischung: Grün, gelb, weiß – abwechselnde Farben im Gesicht. Sie saß direkt mir gegenüber. Ich hatte so gute Vorsätze, hätte sie auch beinahe verwirklicht. Aber dann zückte die Chinesen-Mama eine wasserdichte Tüte und – Entschuldigung – kotzte sich die Seele aus dem Leib. Als ich das sah – ich bückte mich über die Reeling. Und dann die Einladung ins Schiffahrts-Museum von Peter Tamm. Wir hätten uns in einem Restaurant treffen sollen.....dachte ich. Wie soll ich plötzlich Interesse an Schiffahrt heucheln?.......zergrübelte ich mir den Kopf.
Dann kam doch alles anders. Ein langes Leben hat Peter Tamm alles auf der Welt gesammelt, was mit Marine und Schiffahrt zu tun hat. Ich entdeckte ein massiv-goldenes

Schiffsmodell. Mein Freund Jan Bierschenk, der mit mir nie darüber gesprochen hatte......ausgerechnet in seiner Werkstatt war dieses Schiff fabriziert worden. Der begabte Goldschmiedemeister und Hamburger Vertragspartner von „Tiffany" lieferte dem Museum von Peter Tamm ein einmaliges Kunstwerk, das man einfach gesehen haben muß. Von Lord Nelson bis Admiral Dönitz. Alle sind mit ungewöhnlichen Raritäten im Museum von Peter Tamm vereint. Außer der Reihe: Eine perfekte und kostbare Reproduktion des Marschall-Stabes von Hermann Göring, verirrt in der Kategorie Schiffahrt. Peter Tamm, alles in allem konservativ, aber alles andere als „Nazi", lachend: „Jeder will einmal den Marschallstab vom fetten Göring in der Hand halten."
Uniformen aus aller Herren Länder, Orden und unglaublich schöne Schiffsmodelle. Alles versammelt im Museum von Peter Tamm. Was ich nie geglaubt hätte – der Rundgang durch sein Museum begeistert auch „Anti-Schiffahrts-Leute" wie mich.
Ohne seine Sammel-„Verrücktheit" wäre so ein Museum nie geschaffen worden. Peter Tamm gibt selber zu, daß er mit seinem Sammel-Fanatismus oft Mitarbeiter und selbst die eigene Frau genervt hat. Als ich aber so ganz allein mit meinem alten Chef durch sein Museum ging, dachte ich mir, „Axel Springer war Zeitungs-„verrückt", hat mit dieser „Verrücktheit" das größte Zeitungshaus Europas aufgebaut. Warum soll sein einstiger General-Bevollmächtigter mit seiner „Verrücktheit" nicht das größte und vermutlich beste Schiffahrts-Museum Europas aufbauen, vielleicht sogar der ganzen Welt? Ohne solche „Verrückten" wäre unsere kulturelle Welt doch sehr viel ärmer.
Ich gestehe: Auch ich bin verrückt aufs Sammeln. Seit meinem 23. Lebensjahr sammle ich Antiquitäten........und meine „Bude" ist damit vollgestopft bis an die Decke......wie in einem zu eng gewordenen Museum. Natürlich ging es mir beim Sammeln wie Sammlern aller Art: Jeder hofft, irgendwann und irgendwo auf einem Flohmarkt oder in einem alten Ramschladen das krönen-



Wie stolz war ich auf diesen „echten“ Prunk-Pokal aus Meißen. Das Erwachen kam beim Schätzen später.

de Stück seiner Sammlung zu entdecken. Wer träumt nicht von „seiner" Stradivari, von „seiner" blauen Mauritius? Ich hab es doch schon oft genug gesagt: Sammler sind verrückt.
Und dann stehe ich plötzlich in einem schäbigen Moskauer Antiquitäten-Laden vor einem traumhaften Meißen-Pokal. Prächtige Kampfszenen – Prinz Eugen gegen die muslimischen Türken. Die Schlacht vor Wien, die das europäische Christentum rettete. Mein Herz schlägt höher, aber ich sehe demonstrativ auf einen häßlichen Webstuhl, um mein Interesse zu verbergen. „So nebenbei" frage ich im Vorbeigehen nach dem Preis von „diesem Porzellanbecher". Für Kenner eine Beleidigung diese Bezeichnung. Selbst das Wort „Humpen" degradiert so ein Kunstwerk. Prunk-Pokal – kein anderes Wort paßt. Auf 30.000 bis 40.000 Mark schätze ich den Pokal ein. „1000 Mark".....sagt der Verkäufer....", billiger kann ich es Ihnen nicht geben." Mit leicht gequältem Gesicht willige ich ein. Schlechtes Gewissen? Hatte ich nicht, war mir sicher: Den haben die Russen nach dem II. Weltkrieg in Deutschland geklaut – und jetzt kommt er zurück.
Neun Jahre betrachtete ich meinen Meißner „Prunk-Pokal" ehrfürchtig hinter der Glasvitrine, in die ich ihn postiert hatte. Dann ließ ich ihn schätzen. Bei John Montag am Ballindamm in Hamburg. Viel Arbeit war das nicht für ihn. „Gutes Stück", nickte er anerkennend. „St. Petersburg. Da gibt es die besten Meißen-Fälscher. Aber das haben Sie sicherlich gewußt, als Sie diesen Pokal gekauft haben. Wert: Etwa 1000 Mark." Aus der Traum von der blauen Mauritius. Trotzdem: Mein „Meißner Prunk-Pokal" hat seinen gut beleuchteten Ehrenplatz in meiner Glasvitrine behalten. Sichtbarer und mahnenden Dämpfer für meine Sammel-Verrücktheit. Was mich tröstet: Früher glaubte ich beim Vorführen meines Parade-Stückes hin und wieder mehr Neid als Freude in den Augen der Betrachter zu entdecken.................damals, als der Prunk-Pokal noch „echt" war. Heute sorgt mein Prinz Eugen, der gegen die muslimischen Türken kämpft, für Heiterkeit und Lachen. Das gefällt mir besser.

Madam Mim und ihre Kunden

Ich muß Ihnen Madam Mim vorstellen. Fangen wir mit den Farben an, von denen sie reichlich Gebrauch macht: Bei der Kleidung, im Gesicht. Am Montag trägt Madam Mim nur gelbe Kleider. Passend zur gelben Kosmetik und dem gelben Lack auf den Fingernägeln. Gelb signalisiert: Gute Erinnerung, seriöse Arbeit auf Dauer. **Montag ist der Tag für Gelb.**

Am Dienstag hält Madam Mim es mit Rosa. Bedeutung: Mutig, aktiv großzügig. **Dienstag ist der Tag für Rosa.**

Am Mittwoch ähnelt Madam Mim einem grünen Laubfrosch. Sie muß Unsummen für Kleidung und Kosmetik ausgeben. Alles grün. Lippen, die gesamte Kosmetik – und natürlich auch wieder die Fingernägel. Grün – das heißt: Unternehmungslustig und voller Ehrgeiz, Ambitionen. **Mittwoch ist der Tag für Grün.**

Am Donnerstag ist Orange angesagt – was so viel heißt wie: Charmant, anders als alle anderen, ruhig und gelassen. **Donnerstag ist der Tag für Orange.**

Am Freitag ist Madam Mim so blau wie ein Veilchen oder der Golf von Siam. Die Farbe verspricht „lustig und gern in Gesellschaft". **Freitag ist der Tag für Blau.**

Am Sonnabend ist Madam Mim in Lila gewandet und lila aufgehübscht im Gesicht und an den Fingernägeln. Zeichen für logisches Denken und den Hinweis „bin heute gern allein". Madam Mim sagt nicht „lila", sie nennt es „purpur", hört sich feiner an. **Sonnabend ist der Tag für Lila.**

Am Sonntag ähnelt Madam Mim einer grell-leuchtenden Verkehrsampel – geschaltet auf Dauer-Rot. Rot heißt: Von allen geliebt und sicher in der Meinung. **Denn Sonntag ist der Tag für Rot.**

Zu jedem Tag die passende Farbe. Das bringt Glück, behauptet Madam Mim. Sie muß es wissen. Madam Mim ist eine erfolgreiche „Hellseherin". Ihre Kunden sind leichte Mädchen und leicht-gläubige Touristen. Madam Mim kommt aus Burma. Doch ihrem Gewerbe geht sie in

Bangkok nach, der Hauptstadt Thailands. Genauer gesagt: An einer Straßenecke der belebten Suriwong-Road, nicht weit entfernt vom traditionsreichen und altehrwürdigen Seidenhaus JIM THOMPSON. Madam Mim heißt nur bei mir Madam Mim. Die leichten Mädchen nennen sie „Mama". Madam Mim ist eine „Hexe". Ihren Namen habe ich mir bei Walt Disneys „Wettstreit der Zauberer" ausgeliehen. Da kämpft die böse Hexe Madam Mim gegen den guten Zauberer Merlin. Walt Disneys Madam Mim versteht viel von Zauberei, nichts vom Geschäft. „Meine" Madam Mim aus Bangkok kann weder zaubern noch hellsehen – aber ihr Geschäft mit dem Aberglauben brummt – und sie wird reich mit ihrem Humbug.

So fing meine Bekanntschaft an – mit Madam Mim:

Wer das Seidenhaus JIM THOMPSON in Bangkok nie von innen gesehen hat, der kennt Bangkok nicht. Der in den Sechziger Jahren im malaysischen Urwald verschollene Ami Jim Thompson, Soldat, CIA-Agent, Kunst- und Antiquitätenfreund, liebte Thailand mehr als seine Ehefrau, ließ sie sitzen, ging nach Thailand und erweckte dort durch Liebe, Geschick und gute Verbindungen die thailändische Seiden-Industrie zu neuem Leben. Das JIM-THOMPSON-Haus an der Suriwong-Road ist das schönste Seidenkaufhaus der Welt. Reißt ein Portier dem Kunden die hölzerne Tür aus Teak auf............kommt er einem entgegen: Dieser einmalige und faszinierende Geruch von Seide. Wer Gefühl und Sinn für Seide hat – der taucht im JIM-THOMPSON-Haus ab in eine andere Welt. Und keine 100 Meter entfernt, da sitzt – nein, da thront sie – Madam Mim. Täglich ab 19 Uhr. Bis morgens um 3. Dann sind auch die letzten „Falter der Nacht" abgetaucht. „No more business", sagt Madam Mim dann – „kein Geschäft mehr".........und ein junger Assistent packt die Hexen-Utensilien zusammen, verstaut sie in einer Blechkiste bis zur Geschäftsöffnung am nächsten Tag an sicherer Stelle – und Madam Mim fährt heim mit einem „Tuk-Tuk", diesen Rikscha-ähnlichen Dreirädern mit Moped-Motor und

Regen-schützendem Dach. Billig-Taxis der Millionenstadt. Madam Mim liebt es bescheiden, denkt schlau: Wer im Tuk-Tuk fährt, der sieht nicht nach Geld aus. Und Geld – das macht Madam Mim jeden Tag reichlich.
Etwa sechs Jahre her – da entdeckte ich Madam Mim. Sie ist nicht zu übersehen. Wer das JIM-THOMPSON-Haus in rechter Richtung der Suriwong-Road verläßt – der muß vorbei an Madam Mim. Ihr Geschäft besteht aus zwei schäbigen Klapptischen und fünf verbeulten Metall-Hockern. Sehen Sie sich nur das Foto zu diesem Bericht an. Madam Mim – wie sie leibt und lebt. Bunt wie ein Papagei, das pralle Leben, Stimme wie eine Heulboje bei dichtestem Nebel. Nicht angepaßt, aus dem üblichen Rahmen fallend, absolut „unkorrekt"...........da entzündet sich meine Sympathie schnell. Seit 6 Jahren lehne ich ihre Einladung zum Blick in meine Zukunft höflich ab – aber nie, ohne ihr ein freundliches Lächeln und einen Gruß für die bevorstehende Nacht zu schenken.
Irgendwann – da sprang sie auf von ihrem blau-gestrichenen Blechhocker, packte meinen rechten Arm und drückte mich mit starkem Griff auf einen ihrer Kunden-Hocker. Wie konnte es anders sein? Die erste Frage: „Wie alt schätzt Du mich?" Die 50 waren ihr anzusehen. Aber selbstverständlich schätzte ich sie charmant volle 10 Jahre jünger..........und Madam Mim offenbarte mir die Geheimnisse ihres schwarzen Gewerbes.
Natürlich kannte Madam Mim mich bereits aus einem „früheren Leben"..........und es war klar, daß ich irgendwann wieder auftauche. Keine Frage – Madam Mim kann nicht nur in die Zukunft anderer sehen – auch in die eigene. Dazu benutzt sie Karten. „Ich habe es gewußt. Da kommt ein großer, schlanker Ausländer, der lächelt mich freundlich an – und mir ist klar: Das ist der Mann fürs Leben. So ganz anders als alle anderen." Ein wenig blümerant wollte ich mich verabschieden. Madam Mim erlaubte es nicht. Da ich auch das kostenlose Kartenlegen ablehnte, erklärte sie mir die Zauber-Utensilien auf den zwei Verkaufstischen.



Madam Mim und ihre Zauber-Utensilien – sogar eingetrocknete „siamesische Zwillinge“, die einen reichen Kindersegen bringen sollen. Angeblich kennt sie mich aus einem „früheren Leben“, will mich heiraten. Oh, oh!

In einer alten Plastikdose eine Bienenwachs-ähnliche Schmiere, die sich Menschen mit zu losem Mundwerk auf die Lippen reiben sollen. Auch bei Vorstellungs-Gesprächen gut oder bei geplanten und bislang nie erhörten Liebesschwüren. Madam Mim: „Selbst Politiker und Schauspieler mit Lampenfieber kommen vor ihren Auftritten zu mir, um sich dieses Zaubermittel zu kaufen." Ein winziger Klacks davon 400 Baht – rund 9 Euro.
Oder die Zauberbohne. Schoten eines thailändischen Baumes mit stark-riechenden weißen Blüten. Überall zu finden. Aber die Bohnen der Madam Mim sind natürlich besondere Bohnen – und kosten 500 Baht. Kurz in Wasser aufkochen, den Sud trinken. Vertreibt böse Gedanken, macht jeden Menschen zum Engel auf Erden.
Geheimnisvolle Mimik, als sie mir den Inhalt winziger Glasröhrchen mit gelblichem Öl und darin schwimmenden Holzsplittern erklärt: „Öl von toten Menschen. Eine Kerze unters Kinn des Verblichenen – die austretende Flüssigkeit auffangen. „Sehr teuer"…..betont Madam Mim. „1200 Baht." Wozu gut? „Mit dem Finger dem oder der Angebeteten einen Tropfen auf den Körper tupfen – und die Liebe wird erhört." „Und wie kommt man an das Öl?"…..will ich wissen. „Nur bei Vollmond – und dann zu Mitternacht auf den Friedhöfen." Ehe ich mich versehe hat sie mir – aber alles andere als heimlich – so einen Tropfen auf die Hand gedrückt. Unbemerkt laß ich das Fläschchen in meiner Tasche verschwinden. Bei einer Labor-Untersuchung in Bangkok schnell das Ergebnis: „Reines Olivenöl ohne Zusätze – von einigen simplen Holzsplittern abgesehen."
Dann kleine Männchen mit roten Augen und Antennen-Kopf – wie vom anderen Stern. Bronze, etwa 4,5 Zentimeter groß. Glücks- und Geldbringer für Madam Mim's beste Kunden: Für die leichten Mädchen, von denen sie liebevoll Mama genannt wird, weil sie so gut zuhört und sich in deren Sorgen versetzen kann. Viele dieser Mädchen aus der Provinz leben allein in der Millionenstadt, sind einsam. Die Kunden wollen Sex,

keine Gespräche. Madam Mim nimmt sich Zeit, heuchelt Anteilnahme und Verständnis. Je besser das Honorar, desto rosiger die Zukunft.
Und die armen Mädchen haben endlich jemand, der ihnen geduldig zuhört. Mindest-Honorar 100 Baht. Manchmal gibt es kleine Kunden-Warteschlangen.
Einmal im Monat kommt ein junger Mann – so um die 25. Immer ist er „blank". Geld versoffen oder verspielt. Von den letzten Baht in der Tasche läßt er sich dann von Madam Mim bestätigen, daß seine finanzielle Zukunft wieder rosig aussehen wird..........ist glücklich – und Madam Mim ein wenig reicher.
Die gekochten Hühnereier ohne Schale auf den zwei Tischen interessieren mich, frage erneut „wozu?".....und bekomme sofort die Antwort: „Lieblingsspeise für die Geister, die in jedem Menschen wohnen." Wieso die Eier nie verschwinden.....will ich wissen. Madam Mim: „Wir sehen die Geister nicht und sehen nicht, wie sie die Eier essen. Aber sie sind verschwunden, auch wenn sie noch hier liegen." Ich verstehe nicht ganz – aber Madam Mim winkt ab: „Später wirst Du begreifen."
Sie sehen aus wie zwei zusammen-klebende Kinderfiguren aus verwittertem Metall, etwa 15 Zentimeter lang. „Totgeburten von siamesischen Zwillingen", erklärt Madam Mim. Gut für Frauen, die keine Kinder bekommen, sich aber welche wünschen." „Nur eine Minute in die rechte Hand nehmen und die Augen schließen. Das hilft immer." Woher sie die „toten Zwillinge" hat – möchte ich wissen. „Das bleibt mein Geheimnis".....flüstert Madam Mim, „sonst gibt es Ärger mit der Polizei." Ich bin sicher, daß sie lügt, die „toten Zwillinge" aus irgendeinem „auf alt gemachten" Kunststoff sind.
Die Ausländer, die zu Madam Mim kommen, sind meist Ausländer.......nicht unbedingt von der feinsten Sorte. Wie es um die zukünftige „Liebe" mit der in der Amüsier-Meile „Pat Pong" getroffenen thailändischen Freundin in Zukunft aussehen wird........, „soll ich sie mit in meine Heimat nehmen, heiraten?" Madam Mim sagt natürlich

immer zugunsten der Mädchen aus. Es sind ja ihre besten Kunden. Wenn „Liebe" den Verstand erstickt.........wer will dann noch hören, daß rund 90 Prozent aller Ehen mit thailändischen „Fräuleins" aus dem leichten Gewerbe in der kalten europäischen Heimat scheitern?
Für ihr Geschäft zahlt Madam Mim Miete, obwohl sie nur auf dem Fußweg der Suriwong sitzt. Aber sie sitzt vor einem Optiker-Geschäft – und der Optiker verlangt pro Monat 5000 Baht. Viel in Thailand, wo ein 1-Zimmer-Appartement mit Küche, Dusche, Strom und Wasser zusammen rund 2500 Baht kostet.
Madam Mim ist seit 32 Jahren Hexe – „Zukunfts-Seherin".....wie sie es nennt. Ihr längst verstorbener Onkel hat seine magischen Kräfte rechtzeitig vor dem Tod auf sie übertragen......und dann will sie in Burma noch „einige Zeit" bei einem weisen Mann „dazu-gelernt" haben.
Nach dem Gespräch schenkt mir Madam ein Foto aus jungen Jahren, empfiehlt mir: „Trag es immer bei dir – dicht am Herzen. Es bringt Glück." Snoopy, meine thailändische Schulfreundin aus jungen Jahren in England, die das Gespräch für mich übersetzt hat und von diesem „dummen Aberglauben" absolut nichts hält – zerreißt das Bild wenig später in viele, kleine Schnipsel und wirft sie zum Autofenster raus. „Schwarze Magie", meint sie, „wer weiß, sie will damit Deine Seele fangen." Ich sage nichts, sehe den im Fahrtwind sich zerstreuenden Foto-Schnipseln nach. Madam Mim.

Das Lied der Deutschen

Geht es Ihnen ähnlich? Ich ärgere mich immer, wenn Fernseh-Kameras beim Singen der Deutschen Nationalhymne über die Gesichter von Fußball-Spielern schwenken. Kaum einer singt mit. Einige kneifen – verlegen aus den Augen sehend – die Lippen aufeinander. Ausländische Fußballspieler – für teures Geld eingekauft. Sie kennen den Text der Hymne nicht. Wenn sie die Hymne kennen – wie sollen sie denn „ihr" deutsches „Vaterland" besingen? Da ist das Lippen-Zusammenkneifen noch zu verstehen. Aber so ist Fußball auch kein Wettstreit der Nationen mehr. Vielleicht noch ein Wettstreit der besten und teuersten Fußballer aus aller Herren Länder – kreuz und quer durcheinander. Dann gibt es deutsche Fußballer, die öffnen und schließen die Lippen nur, singen aber nicht – tun nur so als ob. Die kennen den Text ganz einfach nicht. Kaum zu glauben – stimmt aber: DIE DEUTSCHEN KONSERVATIVEN e.V., deren Vorsitzender ich bin, machten vor kurzem auf Bremer Schulhöfen Spontan-Umfragen. Trauriges Ergebnis: Keine 10 Prozent der befragten Schüler kannten den Text der ersten Strophe unserer Hymne. Warum sollte es bei Fußballern besser sein?

Es gibt auch deutsche Fußballer, die den Text kennen – aber ganz demonstrativ nicht mitsingen. Die halten sich für politisch „besonders korrekt", bezeichnen das „Lied der Deutschen" als „Nazi-Hymne". Richtung: „Wir wollen kein Lied singen, in dem es heißt ‚Deutschland über alles'." Spielt keine Rolle, daß das in der ersten Strophe – und nur die wird ja gesungen – überhaupt nicht vorkommt. Das „Argument" ist nur Vorwand für solche, die von der „globalen Welt" schwärmen, aber das eigene Vaterland nicht achten. Bei der Verteidigung von „Deutschland, Deutschland über alles".....da ducken sich ja auch mehr und mehr Konservative. Weil sie sich anpassen, „politisch korrekt" sein möchten oder keine Ahnung von deutscher Geschichte haben.

Im Dritten Reich wurde dieses „Deutschland, Deutschland über alles" mißbraucht – signalisierte sinngemäß, daß Deutschland über allen Völkern stehen sollte. Aber ist eine Sache, eine Idee oder ein Lied plötzlich nichts mehr wert, weil damit Mißbrauch getrieben wurde? Den Tod vor Augen mußten Häftlinge des KZ-Orchesters in Auschwitz Beethoven spielen. Würde deswegen jemand auf die Idee kommen, Beethoven aus der deutschen Musik zu verbannen oder ihn politisch „schuldig" sprechen?

Was hieß denn für Hoffmann von Fallersleben „Deutschland, Deutschland über alles......?" Zu seiner Zeit war Deutschland in Dutzende von Fürstentümer zersplittert. „Mehr Schlagbäume an den Grenzen als Bäume in den Wäldern".....sagten damals Spötter. Jedes Mini-Fürstentum stand dem jeweiligen Fürsten über Deutschland. Hoffmann von Fallersleben wollte mit seinem „Deutschland, Deutschland über alles" nur das eine: Eine geeinte Nation statt einer Vielzahl von Fürstentümern. Deutschland über den Fürstentümern. Und er hatte Recht damit.

Wie soll ein einiges Europa funktionieren, wenn die eigenen Wurzeln verleugnet werden?

Beim Kramen in meinen alten Fotokisten entdeckte ich das Bild mit Rainer Barzel und Michael Stange, damals und heute stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Konservativen e.V., außerdem einer meiner engsten Freunde und Chefredakteur der monatlich erscheinenden Frauenzeitschrift „Illu der Frau" und „Frau mit Spaß". Sehen Sie sich das Foto mit Michael Stange und Rainer Barzel einmal genau an. Aufgenommen von Fotograf Uwe Hempen am 9. Januar 1984. Rainer Barzel hält „Das Lied der Deutschen" in der Hand. Eine Schallplatte, dazu alle drei Strophen der Hymne. Und das kam so:

ZDF-Moderator Gerhard Löwenthal, überzeugter Europäer und Journalist der ersten Stunde, hatte sich in den Kopf gesetzt, das „Lied der Deutschen" wieder salonfähig zu machen. Verfolgt als Jude im Dritten Reich, Großeltern



Mein Freund Michael Stange, heute Chefredakteur von zwei Frauen-Illustrierten, überreichte als junger Mann Rainer Barzel die von uns als Schallplatte produzierte Deutsche Nationalhymne – mit allen drei Strophen und einer geschichtlichen Erklärung dazu.

und andere Familienmitglieder im KZ umgekommen – im Laufe von Jahren entwickelte er sich zu einem der erklärtesten konservativen Deutschland-Befürworter. Es machte ihn wütend, daß die Nationalhymne in Vergessenheit zu geraten drohte und aus dem deutschen Alltag fast vollständig entfernt worden war.
Gemeinsam mit einem hessischen CDU-Bundestagsabgeordneten und dem Bundeswehr-Orchester ließ er die Hymne mit allen drei Strophen in Studio-Qualität aufnehmen. Er selber erklärte zur Musik den geschichtlichen Hintergrund der Hymne. Ein deutscher Jude war es, der die Hymne aus dem Tiefschlaf weckte. Eine der großen Lebensleistungen Löwenthals – nur in Vergessenheit geraten.
Die Idee stand, die Musik auch. Geld fehlte. Gerhard Löwenthal war damals Kuratoriums-Vorsitzender der Konservativen Aktion, ich Geschäftsführer. Wir hatten beide das gleiche Ziel: So viele Schallplatten wie möglich von der Aufnahme produzieren und an junge Leute verteilen. Damals waren Schallplatten noch modern. Ich formulierte einen meiner ersten Spenden-Rundbriefe. Die Resonanz war groß. Es kamen so viele Spenden zusammen, daß wir die Hymne in Millionen-Auflage auf Platten pressen und verteilen konnten.
Rainer Barzel hatte davon erfahren, war angetan von der Idee, empfing auf einem von mir geleiteten HÖRZU-Jugendforum in München Michael Stange, der damals auch Vorsitzender der Konservativen Jugend Deutschlands war, und versprach Hilfe bei der Verbreitung der Hymne, hielt sein Wort.
Die Platte mit der Hymne zeigte Wirkung. Irgendwann hatte Gerhard Löwenthal sich im ZDF mit der Idee durchgesetzt: Das tägliche Programm endete mit dem Lied der Deutschen.
Ich bin Rainer Barzel später noch oft begegnet, meist in Grainau – da am Fuße der Zugspitze, wo er ein Haus hatte und sich wohl fühlte. Fahre ich an seinem Haus vorbei, muß ich an ihn denken. An einen Weihnachts-

Gottesdienst, den wir gemeinsam im Kloster Ettal feierten, und an seinen Satz, den er beim HÖRZU-Jugendforum am 9. Januar 1984 in München vor den jungen Menschen sagte: „Wer nicht zum Lied der Deutschen steht, der steht auch nicht zu Deutschland. Unsere Hymne können und dürfen wir mit Inbrunst singen. Auch mit Tränen in den Augen. Wer seine Vergangenheit nicht kennt, der hat auch keinen Blick für die Zukunft."
Mehr als 20 Jahre sind seitdem vergangen. Es ist wieder ruhig geworden um unsere schöne Hymne. Vielleicht sollten wir sie neu produzieren. Unsere Schallplatten von damals sind veraltet. Die Hymne nicht.

Ein verbranntes Kindergesicht – und das Kreuz bei den Muslimen

Die großen braunen Augen des kleinen Jungen waren unverletzt geblieben, doch das übrige Gesicht von Brandwunden gezeichnet. Hungrig hatte er in der Küche an einem Topf mit kochender Suppe gezogen – nur für einen Moment unbeaufsichtigt. Mama war zum Wäscheaufhängen in den Hof gegangen. Die Schmerzen bei Brandwunden sind grauenvoll – und notwendige Opiate kamen erst nach Tagen. Jahre ist es her – diese Begegnung mit moslemischen Kosovo-Albanern, die in der Nähe von Tirana, der Hauptstadt Albaniens Zuflucht in einer Mauer-umgebenen katholischen Flüchtlings-Sammelstelle gefunden hatten. Durch den Hilferuf eines deutschen Priesters war ich alarmiert worden. Gemeinsam mit Heinrich Lummer, Pfarrer Winfried Pietrek und Dieter Stein von der konservativen Wochenzeitung JUNGE FREIHEIT kam ich „eingeflogen", hatte Geld und benötigte Hilfsgüter im Gepäck.

Die Ankunft auf dem Kartoffelacker-ähnlichen Flughafen der Hauptstadt Tirana schüttelte die Passagiere des ohnehin wackligen Albanien-Fliegers kräftig durcheinander. Der Trümmer-ähnliche Flughafen mit zum Himmel stinkenden Toiletten versetzte uns schlagartig in eine andere Welt. Ein wahnsinniger Stalinist hatte das einst wohlhabende Land in erbärmliche Armut getrieben. Sichtbarste Hinterlassenschaft seiner Regentschaft: Rund 60.000 Kugelbunker mit Seh- und Schieß-Schlitzen, die wie im warmen Regen gewucherte Pilze das ganze Land bedeckten. Der Verrückte wollte damit amerikanische Truppen stoppen, die nichts anderes im Sinn hatten, als „sein" Albanien zu überrennen, um einen neuen „Stützpunkt des Imperialismus" in Europa zu errichten.

Wie immer nach politischen Zusammenbrüchen in Ländern mit unterschiedlichen Volksgruppen oder Religionen: Jetzt wollte jeder die Macht für sich allein – und das Grauen begann. Christlich-orthodoxe Serben



Das Elend eines Kindes in Albanien. Verbranntes Gesicht durch kochende Suppe. Moslemische Flüchtlinge – katholische Priester betreuten sie.

wünschten keine Muslime mehr im Kosovo. Vor Jahrhunderten geschlagene Schlachten sollten gerächt werden. Die Rache war grauenvoll. Verhungerte, erschlagene, erschossene und zu Tode gequälte Menschen. Erst nach Monaten begriffen die USA und Europa, schritten ein. Doch ähnlich wie bei den Palästinensern: Nicht die reichen Glaubensbrüder aus arabischen Ländern kamen zu Hilfe, sondern Truppen oder Hilfstransporte des „gottlosen Westens". Saudi Arabien hat nur Geld für Haß-Moscheen, Bomben, Sprengstoff, Gewehre und ununterbrochene Christen-Verfolgungen, die den einstigen Horror im Kosovo Tag für Tag – von Europa bis Asien – in den Schatten stellen und die westliche Welt meist schweigen läßt.
Optisch war dem Flüchtlingslager kein Elend anzumerken. Perfekt organisiert und aufgebaut von katholischen Hilfsorganisationen. Wie fast immer: Die katholische Kirche versteht den Dienst mit der Nächstenliebe am besten. Als „Lutheraner" kann ich das sagen.
Zwei alte Muslime waren von fanatischen Serben-Schlächtern verschont worden – nicht die Kinder. Mit wenigen Habseligkeiten, Spott, Schlägen und den Enkeln durften sie gehen, fanden schließlich Zuflucht im katholischen Quartier. Dankbarkeit, Absicherung nach allen Seiten, weil sie von christlicher Nächstenliebe im Koran nichts gehört hatten.......was auch immer der Grund gewesen sein mag: In ihrer Flüchtlingswohnung hatten sie von sich aus ein Kreuz und ein Christus-Bild aufgehängt. Orthodoxe Christen waren ihnen als Mörder und Peiniger begegnet, katholische Christen hatten sie wie Brüder aufgenommen. Wie sollten diese einfachen, alten Leutchen noch verstehen?
Eigenartig war es schon, als ich in ihrer sauber eingerichteten Wohnstube auf dem Nachttisch den Koran sah – und an der Wand die Symbole der Christenheit.
Zu den Gottesdiensten der Kirche im Flüchtlingsdorf kamen meist außerhalb wohnende Albaner. Aber die moslemischen Kinder des Flüchtlingsdorfes standen Schlange,



Sieht so simpel aus, dieses Bild, ist es aber nicht. Muslime mit Christus und einem Kreuz im Wohnzimmer. Eine Art „Doppel-Versicherung“. Verständlich, wenn man ihr Schicksal kennt.

um den flämischen Pater Koen van Kerschauer beim Gottesdienst als Meßdiener zu helfen. Die Eltern ließen die Kinder gewähren.
Nicht einmal ansatzweise versuchte Pater van Kerschauer die im Koran erzogenen Kinder zum Christentum „rüberzuziehen". Beseelt war er nur von dieser Idee: Gegenseitiges Verständnis zwischen Christen und Moslems erwecken und Toleranz der Religionen praktizieren.
In abendlichen Gesprächen mit Pfarrer Winfried Pietrek redeten wir immer wieder über den Haß zwischen Christen und Moslems. Ich denke aber, daß mein Freund Winfried Pietrek Recht hat mit seiner Auffassung: Der christliche Glaube ist die einzige Religion, die auch „Feindesliebe" vorschreibt. Im Namen von Christus begangene Untaten werden in der Bibel durch kein einziges Wort gedeckt. Verbrechen sind für Christen Verbrechen, egal wie immer sie auch theologisch kaschiert worden sind. Anders im Koran. In mehr als 200 Suren ruft der Koran zum Haß, Töten und Verfolgen auf. Ein gläubiger Moslem, der nach den strengen Regeln des Koran lebt............der muß hassen, der muß töten, der muß Kriege gegen „Ungläubige" führen, der muß intolerant sein.....sonst ist er kein echter Moslem. „Gutmenschen" begreifen diesen gravierenden Unterschied nicht – oder verkleistern ihn bewußt.
Wenn Pater van Kerschauer in seinem Flüchtlingsdorf nur eine Handvoll von Muslimen zur Toleranz, die sie selber von orthodoxen Christen nicht erleben durften, bekehrt hat.................dann ist ihm ein Platz als „Heiliger" im Himmel sicher.
Eine Geschichte hätte ich fast vergessen, obwohl sie fast unglaublich ist. Eines späten Abends klopften drei finstere Albaner-Gesellen an Pater van Kerschauers Haustür, baten um Einlaß. Im Haus wickelten sie aus Handtüchern abgeschlagene Köpfe weißer Marmor-Skulpturen aus der Römerzeit aus, baten den Pater: „Bitte, lassen Sie uns die Köpfe mit Ihrer Polaroid-Kamera fotografieren. Wir können sie dann besser verkaufen."



Mit Heinrich Lummer (rechts), Dieter Stein von der JUNGEN FREIHEIT und Pfarrer Winfried Pietrek besuchte ich vor Jahren dieses Flüchtlingslager in Albanien. Dieter Stein und Pfarrer Pietrek sind nicht mit auf diesem Foto.

Albanien ist noch heute voll von immer wieder auftauchenden Schätzen aus der römischen Besatzungszeit vor 2000 Jahren. Die finsteren Gesellen hatten aus einem verschütteten Römer-Tempel fünf vollständig erhaltene weiße Marmor-Skulpturen ausgebuddelt. „Wir haben aber nur die Köpfe abgeschlagen".......erklärten sie dem entsetzten Priester......, „dann lassen sie sich besser transportieren, außer Landes bringen und in Italien verkaufen." Selbst der aus Albanien so manches gewohnte Pater erstarrte für einen Moment wohl selber zur Skulptur, lieh den Strolchen seine Polaroid, bekreuzigte sich – und sagte zum Abschied: „Bitte, macht so etwas nie wieder." Albanien. Oh, oh!

Was wird aus „meinem" Thailand, wenn der König stirbt?

Ein altes Bild. Doch ich sehe es mir immer wieder gern an. Es ist voller Geschichten. Aufgenommen 1984. Es zeigt den thailändischen König Bhumibol, seine Tochter, Prinzessin Sirindhorn, den längst verstorbenen Professor Rosenberg, Thai-Experte der Hamburger Uni, und mich.
Der König hatte eingeladen. Und ich war stolz, als junger Chefreporter der HÖRZU der erste Journalist zu sein, der ihn und seine Tochter ins Goldene Dreieck begleiten durfte. Dorthin, wo steinzeitlich lebende Bergbauern Mohn anbauen, der in schmutzigen Urwald-Labors zu Opium und dann zu Heroin „veredelt" wird, um über Peking und andere Wege in die westliche Welt geschleust zu werden.
Oft habe ich darüber berichtet. Denn hier steht die Wiege des international tätigen Hilfsvereins AKTION REISKORN e.V., den ich später gemeinsam mit dem Box-Idol Max Schmeling aus der Taufe hob und den ich noch heute als Vorsitzender vertrete. König und Tochter hatten sich kein leichtes Ziel gesteckt: Die Bergbauern sollten Obst und Gemüse anbauen – keinen Mohn. Aber mehr als 300 Jahre lebten die Bergbauern vom Mohnanbau in den Tälern des Goldenen Dreiecks. Opium – für sie so wenig „unmoralisch" wie für uns das Lutschen eines Pfefferminz-Bonbons.
Sie hielten es für normal, selbst ihren Kindern die Opium-Pfeife bei Magen- oder Darmproblemen zu geben. Die Kinder wurden ruhig, die durch schlechte Ernährung verursachten Schmerzen verschwanden. Allesamt waren sie arm geblieben – die Mohnbauern im Grenzgebiet zu Thailand, Laos und Burma. Reich wurden nur die „War-Lords", die Kriegs-Herren, die sich ihre Einflußgebiete durch Tretminen und aufgestellte Privat-Armeen abgesichert hatten und den Bergbauern für „nichts" die Mohnernte abkauften.

Mehr als 20 Jahre dauerte es, bis der König erste Erfolge vorweisen konnte und die Mohnbauern stolze Ernten mit Obst und Gemüse einfahren konnten. Diese Reise 1984 veränderte mein Denken. Ich war zwar glücklich über die „tolle Reportage", die HÖRZU-Chef Peter Bachér lobte, aber immer häufiger stellte ich mir selber die Frage: „Reicht es, als Journalist nur zu berichten, zu unterhalten – habe ich nicht auch die Pflicht zu helfen, zu verändern – zumindest so lange, bis die Hilfsbedürftigen sich selber helfen können?" Die Grundidee von AKTION REISKORN.
Noch heute hilft AKTION REISKORN e.V. dem König und seiner Tochter im Goldenen Dreieck. Gemeinsam mit dem deutschen Botschafter in Bangkok konnten wir vor einigen Jahren im „Goldenen Dreieck" sogar ein ganzes Schul-Internat für die Kinder der Mohnbauern einrichten. Die Thais lieben ihren König über alles, verehren ihn wie einen Halbgott. Ein guter König. Vielleicht die stärkste der vier starken Säulen des Landes: Monarchie, Buddhismus, Vaterland, Tradition.
Die Königs-Verehrung hat in den vergangenen Jahren zugenommen, wirkt für nicht informierte Ausländer „befohlen" und „überholt". Gelb zum Beispiel – das ist die Farbe des Königshauses. Auf allen Straßen des Landes ist es jeden Montag gelb wie auf einem blühenden, deutschen Rapsfeld. Alt und Jung, Männlein oder Weiblein – gelbe Kleidung ist angesagt. Von keinem befohlen. Aus Liebe und Anhänglichkeit zum König. Seit zwei Jahren trägt etwa jeder zweite Thai ein simples, gelbes Plastik-Armband mit der englischen Aufschrift „Lang lebe der König". Kaufhäuser, Busse, selbst etliche Flugzeuge der THAI-Fluggesellschaft schmücken sich mit einem Bildnis des Regenten oder der Zeile „Lang lebe der König".
Während ich diese Zeilen schreibe, sehe ich aus dem Fenster eines Wohnhauses in Bangkok. Vor mir drei Hochhäuser. Alle geziert mit dem Symbol der Königskrone, seinem Wappen.
Die Anhänglichkeit an den König hat tiefere Ursachen, ist mehr als eine simple Anbetung der Krone aus Liebe zur



Der König von Thailand und seine Tochter nahmen mich mit in den Urwald. Ich verehre die Königsfamilie sehr. Aber stirbt der 80jährige Monarch – dann sehe ich schwarz für Thailand.

Monarchie. Ohne die lenkende und schützende Hand des Königs wäre es in Thailand nie zu bescheidenem Wohlstand von breiten Teilen der Bevölkerung gekommen, das galoppierende Rennpferd Korruption hätte längst das letzte Hindernis übersprungen. Nicht nur Großteile der thailändischen Politik – von der Polizei bis zur Justiz.......die Korruption hat in Thailand eine gute Heimat. Nur der König setzt ihr Grenzen.
Dazu kommt: König Bhumibol hat während seiner 61jährigen Regentschaft die Herzen der „kleinen Leute" durch Tausende von sozialen Hilfsaktionen erobert. Selbst in den Gärten seines Palastes läßt er arme Landwirte aus der Provinz im Anbau von Gemüsesorten unterrichten, die auch auf kargem Boden bei wenig Regen Ertrag bringen.
Aber der König ist alt geworden. Am 5. Dezember 2007 ist sein 80. Geburtstag. Und das Königreich wird erschüttert durch eine langanhaltende Regierungs- und Wirtschaftskrise – Ende nicht absehbar. Ausgelöst durch einen allzu raffgierigen Regierungschef, dem auf Weisung des Königs schließlich das Amt genommen wurde. Die Thais meinen es bitterernst mit ihrem Wunsch „Lang lebe der König": Stirbt der König, wird im Land das Chaos ausbrechen. Gestoppt werden könnte es nur durch Prinzessin Sirindhorn, die Frau auf dem Foto zu diesem Bericht, die beim Volk das gleiche Ansehen genießt wie der Vater. Doch der thailändische Buddhismus hat seine eigenen Gesetze. Die Verfassung sagt klar, daß der König auch zugleich das Oberhaupt der Buddhisten im Lande ist. Und eine Frau als „Chefin" der Buddhisten............das ist so wenig denkbar wie eine „Päpstin" in Rom. Der Sohn wird Nachfolger des Vaters. Freunde des Landes sprechen nie schlecht über Mitglieder der Königs-Familie. Aber eines darf ich sagen: Wer „mein" gutes altes Thailand so erleben möchte, wie es jetzt ist – der sollte reisen so lange der König lebt. In Thailand trage ich an manchen Tagen auch das gelbe Plastik-Armband mit der Aufschrift „Lang lebe der König".

Das Vergessen und die neue LINKE

Der Spitzbart mit der sächsischen Fistelstimme. Erinnern Sie sich noch an ihn? Walter Ulbricht. Stalinist, SED-Chef, kommunistischer Mörder, Kerkermeister von 17 Millionen Deutschen. Lange Jahre. „Niemand hat die Absicht eine Mauer zu errichten"..................log er wenige Tage vor dem Mauerbau am 13. August 1961. Gräßlich war nicht nur seine Stimme. Gräßlich war auch sein Regime. Als treuer Vasall seines Vorbilds Stalin begeisterte er sich dafür, daß gleich nach 1945 die noch intakten Konzentrationslager Sachsenhausen und Buchenwald wieder „genutzt" wurden. Wer heute dran erinnert, gerät in Gefahr als „faschistischer Verharmloser der NS-Verbrechen" gebrandmarkt zu werden. Das ändert nichts an der Wahrheit. Ulbricht tauschte nur die Farbe aus. Rot statt Braun.
SPD-Chef Kurt Schumacher, der in KZ-Haft bei Hitler seine Gesundheit – beinahe sein Leben – verloren hatte, sprach bewußt und laut von den „rot-lackierten Nazis". Alles vergessen? In Mitteldeutschland ist LINKS wieder „in".
Im Mai 2007 sah ich vor der Berliner CDU-Zentrale ein Häuflein von Demonstranten – Verfolgte des SED-Regimes. Sie empörten sich darüber, daß einstige Bannerträger der SED heute hohe Renten bekommen, sie selber wie Aussätzige behandelt werden. Mit dem CDU-Generalsekretär wollten sie sprechen. Irgendwann nach einer Stunde kam ein untergeordneter CDU-Sekretär, stammelte etwas von „Termin-Schwierigkeiten".
Statt mit SED-Verfolgten zu sprechen, richtet sich die Politik auf Herrn Gysi, Lafontaine und Bisky ein. Wir Deutschen vergessen schnell. Nur noch 8 Prozent aller Jugendlichen können mit den Daten 17. Juni 1953 und 13. August 1961 etwas anfangen.
Doch das Vergessen begann schon vor dem Fall der Berliner Mauer. Ein wenig Kramen in meinen alten Fotos zeigt es. Wie ein Karnevals-Foto: „Bundestags-Sitzung 17. Juni 1989: Tiefschlaf!" Ein umgebauter Lastwagen der



Wir wurden als Spinner verlacht, als wir am 17. Juni 1989 vor dem Bundestag in Bonn für die deutsche Wiedervereinigung demonstrierten, wurden sogar dafür bestraft. „Verletzung der Bannmeile." Die Masken sollten Genscher, Kohl und den damaligen SPD-Chef Vogel darstellen. Alle hatten sie 1989 die Wiedervereinigung abgeschrieben.

Deutschen Konservativen. Mit Nachtmützen und Nachthemden bekleidet die damals dominierenden Politiker Vogel (SPD), Genscher (FDP) und Kohl (CDU). Links und rechts vor dem Wagen zwei „Schlafmützen-Genschers" mit großen Dosen in der Hand – gefüllt mit Schlafpillen. Wir wollten damit schon damals gegen das Vergessen des Volksaufstandes demonstrieren. Die Bundestags-Feierstunden zur Erinnerung an den Volksaufstand waren seit Jahren zu lästigen Pflichtübungen geworden, der 17. Juni nur noch Ausflugstag. Die Idee unseres Protestes war originell, die Wirkung gering. Als unser Fahrzeug versehentlich einen knappen Meter der Bannmeile vor dem Deutschen Bundestag überfuhr, hagelte es Strafanzeigen und saftige Geldbußen. Als „eher lästig" wurde unsere Mini-Demo empfunden. Lafontaine und Schröder hatten mit dem Ulbricht-Nachfolger Honecker längst ihren Frieden geschlossen, hofierten ihn mit Briefen und Besuchen. Und auch in der CDU.......wer glaubte da noch an den Zusammenbruch des Kommunismus – Helmut Kohl eingeschlossen. Selbst die Zeitungen des Axel-Springer-Verlages hatten längst die Anführungsstriche bei den drei Buchstaben DDR entfernt. Stacheldraht, Mauer, SED-Regime und Erich Honecker – akzeptiert als „Realität, vor der keiner die Augen verschließen kann". DIE DEUTSCHEN KONSERVATIVEN e.V. hielten dem Realitäts-Gerede den eigentlich nur belächelten Satz entgegen: „Wer nicht an Wunder glaubt, der ist kein Realist." Vielleicht hört es sich besserwisserisch und überheblich an: Trotzdem sage ich es: Ich war mir absolut sicher, daß die Mauer eines Tages fallen würde und die Wiedervereinigung kommt. Es gab in der Menschheitsgeschichte nie ein „alle Zeiten überdauerndes System". Selbst das römische Weltreich brach zusammen.

Ich konnte und wollte mich nicht abfinden mit Mauer, Stacheldraht und Teilung. Jahr für Jahr organisierten wir Erinnerungs-Demonstrationen am 13. August und am 17. Juni. Von einem Aussichtsturm im niedersächsischen Landkreis Lüchow-Dannenberg an der Elbe ließen wir an

mit Gas gefüllten Luftballons Protestbriefe in Honeckers „DDR" fliegen, machten den Menschen Mut, sprachen von „kommender Wiedervereinigung". In der Bundesrepublik wurden wir nur belächelt. Honecker kannte die Schwächen seines Systems besser, nahm die Sache ernster. Als mehr und mehr unserer Ballons bei günstigem Wind in der „DDR" zu landen drohten, ließ er an der Grenze Hubschrauber einsetzen. Sie sollten mit dem durch die Rotoren erzeugten Wind die Ballons zurück in den Westen drängen. Nicht eine Zeitung im Westen brachte darüber auch nur eine Miniatur-Meldung. Wir waren einfach nur „verrückte Störenfriede, die sich gegen die Realität" stellten.
Die Ballonaktion wiederholten wir direkt vor der Berliner Mauer an der Bernauer Straße. Auch dazu habe ich noch ein Foto gefunden.
Irgendwann – Anfang der „Achtziger" – wollten wir mehr. Ein Loch in der Berliner Mauer sollte es sein. Ein Symbol für die Durchlöcherung der Mauer wollten wir schaffen. Um es nicht als Akt der Gewalt in Verruf geraten zu lassen, ließen wir zeitgleich an der Bernauer Straße weiße Tauben fliegen, die wir bei Berliner Taubenzüchtern zu Dutzenden aufgekauft hatten.
Die Aktion war nicht „ohne". Die Mauer stand auf Ost-Berliner Gebiet. Der West-Berliner Polizei waren offiziell die Hände gebunden. Mit Brecheisen und Vorschlaghämmern gelang es uns nach über einer Stunde tatsächlich: Das erste Loch in der Berliner Mauer. Jubelnd schoben wir die deutsche Fahne durch das Mauer-Loch.
1000 Schutzengel müssen uns bei dieser Aktion begleitet haben. Denn nach dem Zusammenbruch des Kommunismus konnte ich meine Stasi-Akte einsehen. Im Bundesvorstand unseres Verbandes saßen zwei Honecker-Spitzel, die vorab die Aktion nach Ost-Berlin gemeldet hatten. Nur weil ich die Mauer-Loch-Aktion im letzten Moment an einen anderen Ort in Berlin verlegt hatte, wurden wir von bereits wartenden Stasi-Mitarbeitern nicht „hopp" genommen. Sie standen bereits auf der



Mit Luftballons ließen wir Flugblätter in die „DDR“ fliegen. Die „Nationale Volksarmee“ setzte Hubschrauber dagegen ein. 13. August 1985 – Protest gegen die Mauer. „Ewig-gestrige“ schrieben linke Medien – „wollen die Realitäten nicht anerkennen“.

anderen Seite der Mauer am ursprünglich vorgesehenen Ort.
Trotzdem gebe ich zu: Das Betrachten des Fotos mit der Mauer-Loch-Aktion macht mir noch heute größte Freude.
Dann wurde das Wunder Realität – und alle staunten: Woher kommen plötzlich Tausende und Abertausende von deutschen Fahnen her, die in Leipzig bei den Freiheits-Demonstrationen gegen die SED auftauchten? DIE DEUTSCHEN KONSERVATIVEN hatten fast 50.000 deutsche Fahnen beschafft und auf nicht ganz legalem Weg, den ich auch heute noch nicht beschreiben kann, in die noch existierende „DDR" geschleust. Dazu Hunderte von weißen Transparenten mit der Aufschrift: Nicht SED, nicht SPD – Freiheit statt Sozialismus. Sehen Sie sich das Foto mit dieser Parole an.
Dann fiel die Berliner Mauer – die CDU-Prominenz, assistiert von Genscher und Willy Brandt, drängelte sich an der Mauer. Die Bilder ließen Bitterkeit in mir aufsteigen. Es war noch nicht lange her, da hatte Kohl den Strolch Honecker mit allen Ehren in Bonn und Bad Godesberg empfangen. Als wir vor der „Ständigen DDR-Vertretung" gegen diesen Empfang friedlich demonstrierten, sperrte uns die Polizei in ein Bonner Gefängnis, ließ uns erst wieder frei, nachdem der Kommunisten-Bandit abgereist war.
Beim Fall der Mauer fuhr ich nicht nach Berlin, reihte mich nicht ein in die unübersehbare Zahl der Jubelnden. Zwar hatte unser Verband eines seiner Hauptziele erreicht – aber instinktiv ahnte ich, daß die Sektlaune der Freiheit sehr schnell dem „Kater danach" weichen würde.
Umtausch der Ost-Währung in D-Mark 1 zu 1. Kohl beschleunigte mit dieser wirtschaftlich wahnsinnigen Entscheidung die weitere Zerrüttung der Staatsfinanzen. Auf unanständigste Weise holte er sich das Geld durch erneute Zwangs-Enteignungen von legalem Grundbesitz und machte damit nichts anderes als Walter Ulbricht nach der Zwangs-Kollektivierung nach 1945.
Statt dem Volk die Wahrheit zu sagen und notwendige Opfer abzuverlangen, kam die Parole von den „blühen-



Wir schlugen das erste Loch in die Berliner Mauer – lange bevor sie endgültig fiel. Hier schieben wir eine deutsche Fahne durch das Mauerloch. Eine tolle Leistung der damaligen Konservativen Jugend Deutschlands.

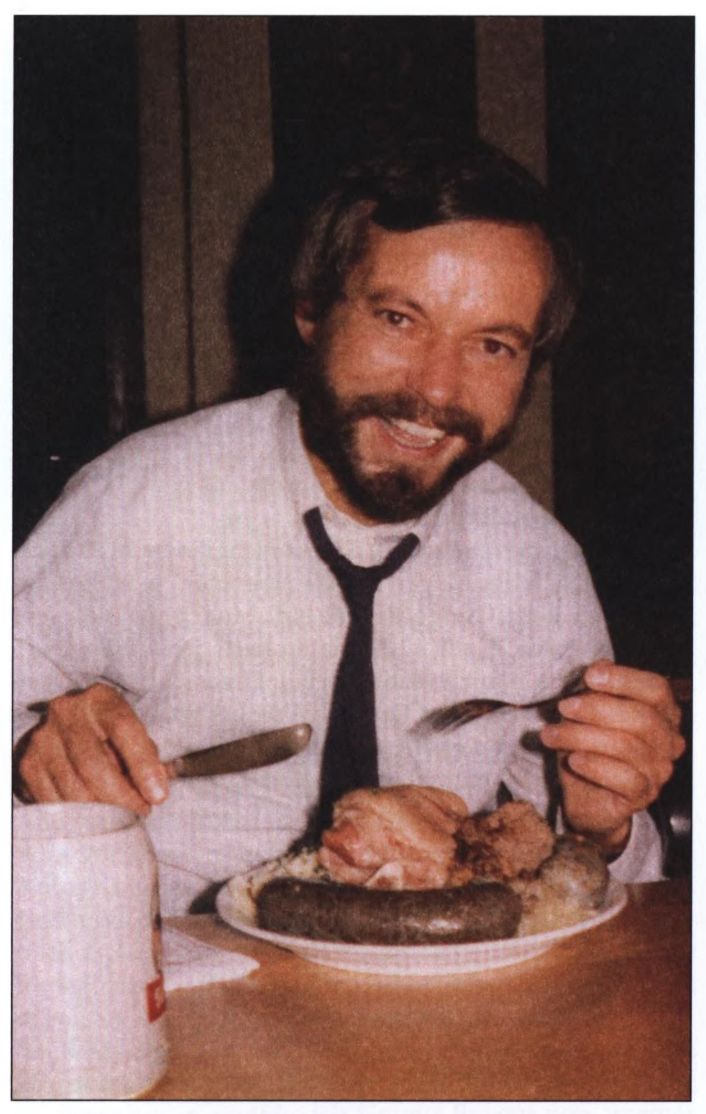


Woher kamen beim Fall der Mauer die vielen Deutschland-Fahnen? Die Welt staunte. Wir hatten die Fahnen gekauft und in die noch existierende „DDR“ geschleust – was nicht einfach war.

den Landschaften", die zwangsläufig Begehrlichkeiten statt Opferbereitschaft wecken mußten. Ausgestreut bei Menschen, die fast 50 Jahre nach dem Motto erzogen worden waren, daß alles vom Staat kommt, ja kommen muß. Das Wiedererwachen der alten Kommunisten in neuem Gewand – kein unerklärliches Naturereignis. Parteien, die versprechen, daß der Staat für alles sorgt, niemand durch die sozialen Maschen fallen läßt......in Mitteldeutschland wird es nur allzu gern gehört, weckt Erinnerungen an „gute" und verklärte Zeiten wach. Die Wahlen am 13. Mai 2007 in Bremen haben gezeigt, daß Gysi & Co. jetzt auch im Westen angekommen sind. 62 Prozent stimmten im kleinsten deutschen Bundesland für SPD, GRÜN und die neue LINKS-Partei. Das Ergebnis schmerzt mich als Bremer mehr als andere, weil ich vergeblich dagegen angekämpft habe und weil nur noch wenige begreifen wollen, daß Deutschland mit Volldampf in Richtung Links marschiert. Und wir hatten so für die Wiedervereinigung gekämpft......

Diät – 100.000 Bücher – doch zwei Worte genügen

Kilometerlange Regale ließen sich mit den Büchern und Artikeln aus allen möglichen Zeitungen und Illustrierten füllen, die über das Schlankwerden – über die verschiedenen „einzig richtigen Diäten" geschrieben worden sind. Dabei läßt sich dieses unendliche Thema bei den meisten Menschen auf den aus zwei Worten bestehenden Satz begrenzen „Weniger essen". Mich hat das Thema nie interessiert, weil ich keine Gewichtsprobleme hatte – und für mein Leben gern esse.
Aber dann ging ich vor zwei Jahren zur routinemäßigen Gesundheits-Kontrolle ins Hamburger MARIEN-Krankenhaus, dem ich besonders verbunden bin. 58 Jahre war ich alt, 1,80 Meter groß, 77 Kilo schwer, hielt mich für „schlank"......oder redete es mir zumindest ein. Die Kugel am sonst schlanken Körper war nicht zu übersehen und störte mich schon. Die behandelnde Ärztin redete nicht lange um den heißen Brei, fragte ziemlich deutlich: „Sie glauben wohl, daß Sie schlank sind? Stimmt aber nicht. Sie müssen runter auf 70 bis 72 Kilo. Fett in der Hüftgegend ist schlechtes Fett für die Gesundheit. Kreislauf- und Herzprobleme, erhöhte Gefahr für Diabetes, zu starke Belastung der Gelenke und, und, und."
Baucheinziehen und immer weiter werdende Hemden kaschieren viel. Ein von mir selbst-ausprobierter Trick: Auch Westen tragen optisch zum „Schlankwerden" bei.
Und dann las ich einiges über Abnehm-Diäten durch. Trennkost schlagen die einen vor – was wohl so viel heißt: Bei den einzelnen Mahlzeiten entweder nur Fleisch allein, oder nur Fisch oder nur Gemüse – oder nur......... Wer will diesen Blödsinn ein ganzes Leben durchhalten und sich damit um die Freude des Essens bringen? Essen ist für uns Menschen doch mehr als nur Magen-füllen. Außerdem: Was nutzt die beste Diät, wenn nach Abbruch der Diät sich doppelt so viele Fettpolster bilden – körperliche Vorsorge-Reaktion auf „schlechte Zeiten".



Da schreibe ich vom Abnehmen – und dann dieses Bild von mir. Aber als junger Mann konnte ich alles in mich reinschaufeln – ohne auch nur ein Gramm zuzunehmen. Aber die Zeiten ändern sich – und keiner von uns wird jünger. Dieses Foto schoß Gerhard Löwenthal in einer Berliner Kneipe.

Nach langem Hin und Her machte ich es so: 1. Ich setzte mir eine Frist von 18 Monaten. In dieser Zeit wollte ich 5 bis 7 Kilo abnehmen. Kurze Fristen sind eine Quälerei, vergällen einem das Leben. 2. Ich reduzierte von allem etwas und verbannte Süßigkeiten so gut wie ganz aus Büro und Wohnung. Das Naschen „zwischendurch" ist gefährlicher als das normale Essen. Das sonst bei mir beliebte üppige Frühstück wurde auf eine Scheibe Schwarzbrot mit Käse und ein oder zwei gekochte Eier reduziert. Dazu grüner Tee und eine kleine Flasche stilles Wasser. Beim Mittagessen nur noch Hauptgericht. Keine Vorsuppe mehr. Keine Nachspeise. Beim Abendessen nicht anders.
Übrigens: Es stimmt nicht, daß nach 18 Uhr eingenommenes Abendessen mehr „Ringe" ansetzt als vor 18 Uhr verdrücktes „Abendbrot".
Die Umstellung ist einfach, dauert nicht länger als 3 Tage. Dann hat sich der Magen an das „Weniger" gewöhnt. Da stellt sich kein Hungergefühl ein. Mehr muß da nicht gesagt werden. Nach 12 Monaten hatte ich 5 Kilo abgenommen, fühle mich wohler dabei. Für mich gilt seitdem die Regel: „Diäten sind Quatsch. Wie gesagt – zwei Worte reichen: Weniger essen. Probleme mit dem Gewicht? Versuchen Sie es einmal nach meiner „Diät".

Ins Café Boyens darf Oma Spucki nicht mehr

Fast drei lange Jahre hatte ich ihretwegen Mitleid und fast ein schlechtes Gewissen. Die alte, arme Oma auf der Holzbank im Hamburger Hofweg, Ecke Averhofstraße. Bei gutem Wetter sitzt sie da. Klein, hager, ärmlich gekleidet, auf dem Kopf eine Perücke, die – sagen wir es so – eine Perücke, die sicherlich schon bessere Zeiten gesehen haben mag. Rund 500 Meter weiter das Alten-Wohnheim in der Heinrich-Hertz-Straße. Ich denke, daß die alte Frau dort wohnt. Immer wenn ich sie traf, wollte ich ihr 10 oder 20 Euro in die Hand drücken, aber behielt das Geld stets in der Tasche. Nicht aus Geiz. Zumindest diese schlechte Eigenschaft hat der liebe Gott von mir ferngehalten. Nein – einfach nur, weil ich mir dachte: „Wahrscheinlich fühlt sich die alte Frau verletzt, gekränkt, degradiert zur Bettlerin." Und ich knüllte den Geldschein wieder in der Hosentasche zusammen. Statt Geld gute Worte. Das schien mir besser. Deswegen blieb ich immer bei der alten Dame stehen, die ich auf „rund 90" schätzte. Einige Minuten Zeit fand ich immer für sie, auch wenn ich sie eigentlich nicht hatte. Ein Gespräch entstand aber nie. Ich sprach mit der alten Frau wie zu einem Hund, der keine Antwort gibt, trotzdem interessiert den Worten lauscht. Vom Wetter, vom Leben im Altenheim, von den vielen Autos, die den Hofweg so laut gemacht haben.......von Gott und der Welt. Auch wenn sie nie antwortete und mich mehr verschmitzt als freundlich ansah......ich wollte ihr signalisieren: „Es gibt auch Menschen mit Mitgefühl, die an andere denken. Ganz allein bist Du nicht."
Beim Abschied ein Händedruck – und dann meist zum Frühstück oder zum grünen Tee ins Café Boyens, Hofweg 45. Irgendwann erzählte ich Simone Boyens von „meiner lieben Oma" auf der Parkbank und ihr sonst strahlendes Gesicht verdüsterte sich – um entsetzt nur das zu sagen: „Vorsicht, das ist die Spuck-Oma. Die hat bei uns strengstes Lokalverbot." Lokalverbot bei Boyens – und dann

von der sonst so gutmütigen und freundlichen Junior-Chefin des Cafés. Das machte mich neugierig – und nun wollte ich mehr wissen. Sicherlich habe ich nicht alles über sie erfahren, aber das hier allein genügt für eine Geschichte:
„Oma Spucki"...............laß uns bei diesem Namen bleiben, weil er paßt..........hat nicht nur bei Boyens Lokalverbot. Oma Spucki hat Lokalverbot in allen Cafés und Restaurants im Hamburger Hofweg. Denn Oma Spucki ist ein Drachen, der zwar kein Feuer spuckt, aber dafür Kaffee, Tee, Kekskrümel und Wan-Tan-Suppe beim China-Mann „Happy Garden", Hofweg 72. Und das geht immer so ab:
Die alte Frau ging mit mitleid-erregendem Gesicht ins Café Boyens – und auch wenn viele Tische frei waren, suchte sie sich immer solch einen aus, an dem schon andere Gäste saßen. „Sie ist einsam"......dachte sich Simone Boyens. Dann bestellte die alte Frau einen Kaffee und mit Vorliebe den großartig gebackenen Zitronen-Kuchen des Torten-Zauberers Peter Boyens, Konditormeister der alten Schule, dem ich ein 100jähriges Leben wünsche, weil ohne sein Leben mein eigenes ein wenig grauer werden würde. Am Anfang ist „meine" Oma immer noch freundlich. Aber dann kommt der Kaffee – zusammen mit dem Kuchen. Wie schafft sie es nur? Aus dem Zitronenkuchen formt die Oma im Mund kleine, runde Kugeln – und die spuckt sie im hohen Bogen über den Tisch auf den Fußboden. So um die zwei Meter weit. Dieser Zitronenkuchen muß ein wenig matschig sein. Das macht den Geschmack aus. Trotzdem dippt Oma Spucki (und jetzt verstehen Sie auch den Namen) immer noch in die Kaffee-Tasse ein. Ich meine, sie dippt den Zitronenkuchen ein, bevor sie ihn mit einer kleinen Silbergabel in den Mund steckt, dort mit der Zunge zu den bereits erwähnten Kugeln formt und dann wie bei einer nie zuvor gesehenen Spuck-Olympiade kunstvoll mit Zischgeräusch über den ganzen Tisch aus Holz und Glas auf den dunkelbraunen Teppichboden durch die Kaffeehaus-Luft sausen läßt. Platsch – und dann landen



Simone Boyens – jetzt hat die Spuck-Oma auch bei ihr Hausverbot. Das hat gute Gründe.

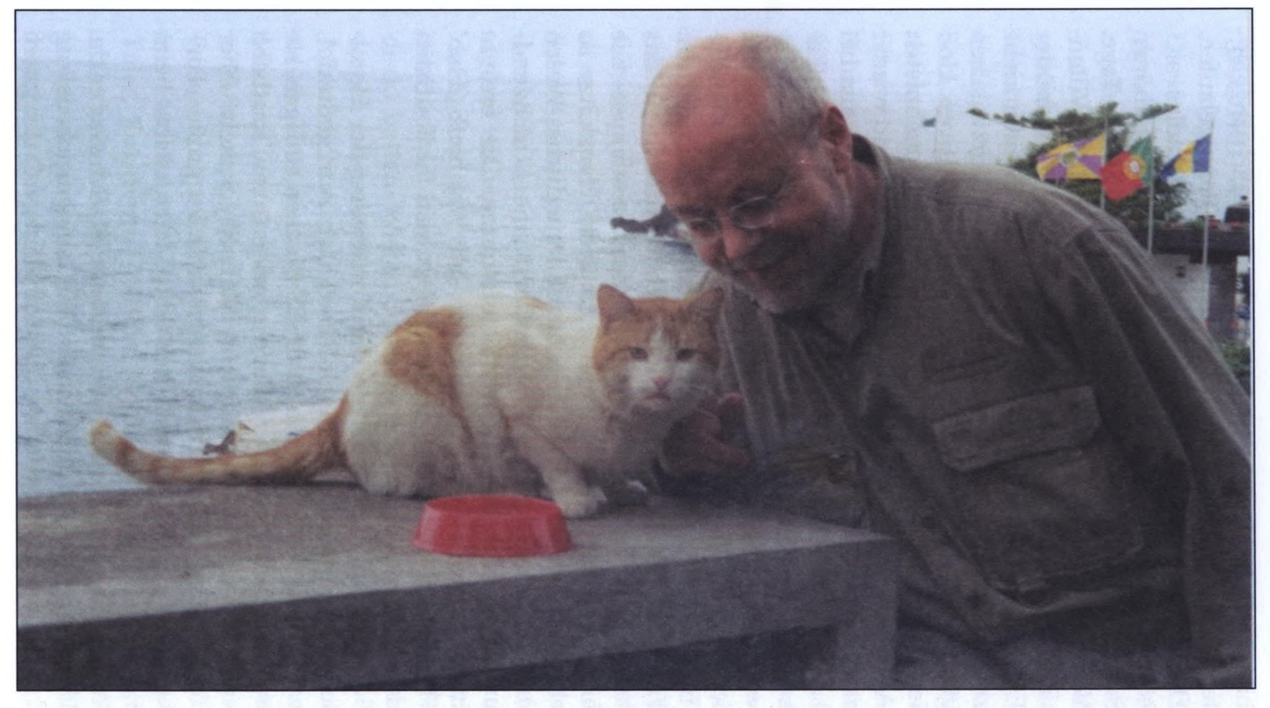
kleine Zitronen-Kugeln auf dem Boden. Angeblich hat sie diese Spuck-Kunst so verfeinert, daß sie es immer haarscharf an den Gesichtern der anderen Gäste vorbei geschafft hat. Das Problem ist nur der Kaffee und die vielen Servietten. Immer wenn Oma Spucki zu Boyens kam, dann brauchte sie Dutzende von Servietten. Kaffee in den Mund – und den in eine Serviette gepustet. Wie kleine Schiffchen mit braunen Flecken auf dem Tisch. Und diese Schiffchen postierte Oma Spucki rund um die Teller der anderen Gäste, die dem Schauspiel mit wachsendem Entsetzen zusahen, aber aus Mitleid mit der alten Frau meist nichts sagten, nur an einen anderen Tisch gingen.......oder eingeschüchtert um die Rechnung baten.
Und eines Tages erlebte ich Oma Spucki selber in voller Aktion. Die Junior-Chefin war nicht da – und eine gutmütige Serviererin dachte sich wohl: „Vielleicht hat Oma Spucki sich gebessert." Hätte ich es nicht selber erlebt ....ich könnte es kaum glauben. Aber ich beschreibe es für Sie ganz genau so, wie es sich wirklich abgespielt hat. Ehrenwort.
Bei Boyens gibt es so einen Ecktisch. Eckbank mit fünf Sitz-Gelegenheiten. Ein alter, feiner Herr saß dort. 94 Jahre alt. Architekt, der das zerbombte Hamburg nach 1945 durch schöne Gebäude wieder neu mit aufgebaut hatte. Dieser alte Mann ist wirklich ein feiner Herr. Man sieht es sofort. Und ausgerechnet den steuerte „Oma Spucki" an. Von der Empore des Caféhauses mit dem Zweier-Tisch saß ich wie in einer Ehrenloge, von der sich das Schauspiel vortrefflich verfolgen ließ. „Darf ich mich zu Ihnen setzen?" fragte Oma Spucki freundlich. „Natürlich, gnädige Frau".......die von mir erwartete Antwort. „Gnädige Frau".........natürlich hörte Oma Spucki das gern, setzte gleich mit der nächsten Frage nach: „Darf ich Ihre Serviette haben?" Ein wenig verdutzt antwortete der alte Architekt. „Nein, nein – die ist benutzt – und es gibt hier doch viele neue Servietten."
„Ach"........erwiderte Oma Spucki......., „Du hast wohl kein Klosettpapier im Haus, wie? Geizkragen." Der alte feine

Herr – was ein Glück, daß er stark schwerhörig ist – verstand nicht, fragte aber auch nicht nach, lächelte höflich zurück, was Oma Spucki noch mehr anstachelte .... und wenig fein – aber ich will beim Original-Wortlaut bleiben – sagte sie laut und auch für den alten schwerhörigen Herrn unüberhörbar: „Geizig bist Du. Hast wohl kein Arsch-Papier auf Deinem stillen Örtchen bei Dir zu Hause." Der alte Herr blickte sie entsetzt an, total eingeschüchtert bat er um die Rechnung. Aber dann kam Joachim Boyens, Ehemann der Junior-Chefin, sah die Spuck-Oma, fragte böse: „Wer hat die denn reingelassen"?.......nahm Oma Spucki am Arm und bugsierte sie sanft aber trotzdem mit starker Hand vor die Tür. Schade, daß ich jetzt nicht schreiben kann, was Oma Spucki dabei sagte. Nein – fein war es nicht, und schreiben läßt sich so etwas auch nicht. Aber nehmen Sie es mir bitte nicht übel – mir gefallen solche selten gewordenen Originale. Ich sehe Oma Spucki übrigens immer noch auf der Parkbank. Und auch einmal beim China-Mann im Happy Garden, Hofweg 72. Aber der Kellner ließ sie gleich an der Tür abblitzen, klärte mich auf: „Die hat immer Wan-Tan-Suppe bestellt und dann alle Nudeln auf den Boden gespuckt. Die Alte ist verrückt. Bei uns hat sie Lokalverbot. Obwohl sie reich ist, hat immer viele Hunderter in ihrer Brieftasche."
Als ich Oma Spucki vor einigen Tagen wieder auf der Bank sitzen sah, sprach ich nicht mehr so lieb und mitleidsvoll mit ihr, drohte stattdessen lachend mit dem Zeigefinger, sagte im Vorbeigehen leise: „Aber nicht wieder spucken. Wer spuckt, kommt in die Hölle."
Oma Spucki. Und ich Kamel hatte drei Jahre so viel Mitleid. Als kleiner Junge hätte ich Oma Spucki für die Kunst bewundert, mit der Zunge im Mund kleine Kugeln zu formen und so elegant durch die Luft sausen zu lassen. Lang leben soll sie – die Oma Spucki. Worüber soll ich sonst bei Boyens reden?

Keiner war so vornehm wie Kater Tom

Dies ist die Geschichte von dem vornehmen Kater Tom. Vornehm – das hängt zusammen mit seinen Tischmanieren. Tom war fein und ungewöhnlich. Nach seinem Tod wurde ihm von Anhängern sogar eine Gedenktafel gewidmet. Die Freundschaft zwischen Tom und mir begann so:
Hotel CARLTON PALMES auf Madeira. Dort residierte Tom. Hotel-Kater Tom. Denn das war er. Natürlich nicht direkt im Hotel. Aber im kleinen Park des Hotels. Stammplatz auf der Mauer, die den Garten von der Schwimmanlage abgrenzt. Von dort aus hatte er die beste Übersicht – auf das Hotel-Restaurant, auf Mäuschen im Gebüsch, auf den Atlantik, auf die Bewohner der schönen Anlage. Ganz Madeira ist schön. Portugiesische Blumeninsel im Atlantik – Breitengrad, auf dem auch Kairo liegt. Für mich ein Traumziel. Nichts für Leute mit Strandurlaub im Kopf. Strand gibt's nicht auf Madeira. Jedenfalls so gut wie keinen. Wer baden will, der kann es trotzdem. Gustav Gründgens, unvergessener Intendant und Schauspieler, gehörte zu den ersten Deutschen, die sich in der Nähe der Insel-Hauptstadt Funchal in den „Fünfzigern" ein Haus kaufte, um in friedlicher Nachbarschaft mit Portugiesen und vielen, vielen Engländern zu leben, die die Insel schon vor mehr als 100 Jahren für sich entdeckt hatten. Wegen Sonne, wegen Madeira-Wein und wegen „so-ganz-ohne-englischen Nebel".
Allmählich verdrängen die deutschen und skandinavischen Touristen die Engländer vom Platz 1 der auf Madeira urlaubenden „Weiß-Gesichter". Ich entdeckte 1983 im April Madeira für mich. Blühende Mimosen-Bäume im April. Ein herrlicher Geruch. 1983 bis heute: Ich bin Madeira treu geblieben. Klima, Blütenpracht, Berge, Täler, Eukalyptus-Wälder, wilde Klippen, Steilküsten, malerische Märkte und abgeschiedene Dörflein aus einer längst vergangenen Zeit. Flächenmäßig etwa so groß wie Hamburg. Nie zu heiß, nie zu kalt. 12 Monate im Jahr. Ich

bin Hunderte von Kilometern an den künstlich angelegten Wasserkanälen (Levadas) der Insel entlang gelaufen. Durch Tunnel, durch Wasserfälle, durch ein Paradies.
Nur einmal sah ich Madeira von einer weniger schönen Seite. Das war im Knast von Funchal. Zwei volle Tage. Verwechslung mit einem seit Jahren gesuchten Villen-„Knacki". So lange dauerte es, bis ich mit müder Entschuldigung wieder ans Tageslicht kam. Meiner Liebe zu Madeira hat das keinen Abbruch getan. Inzwischen gibt es dort eine Förderergruppe der Konservativen. Und ich gestehe: Es gehört nicht zu den unangenehmsten Aufgaben meiner Tätigkeit, diese Gruppe hin und wieder zu besuchen, um sie mit Gesprächen und Vorträgen bei Laune zu halten und die „Verbandskasse" durch wohlhabende Auslands-Deutsche, die auf Madeira einen Alterswohnsitz haben, manchmal ein wenig auffüllen zu lassen.
Ich glaube 1993 – da lernte ich Tom kennen. Hotel CARLTON PALMES, rund 5 Kilometer entfernt vom Zentrum Funchals. Eine ausgesprochene Schönheit? Nein – das kann von Tom nicht behauptet werden. Er sah aus – wie eine ganz normale rot-weiß gemusterte Hauskatze so eben aussieht. Dicker Kater-Schädel, freundliches Wesen und bernstein-farbene Augen. Dazu eine „krächzend-miauende-nicht-so-schöne" Katerstimme. Die ertönte immer dann, wenn Tom Touristen sah. Was hieß: „Hab' Hunger. Gibt mir gefälligst was. Wozu seid ihr Touristen denn sonst für uns Katzen gut?"
So ganz paßte das nicht in die Konzeption der Hotelleitung. Hotelkatzen im Hotel werden nur geduldet, wenn sie den Mäusen Angst und Schrecken einjagen, sie aus dem Tourismus-Paradies vertreiben. Von Touristen vollgestopfte Katzen sind keine Mäusejäger mehr. Aber Tom durfte bleiben. Er hatte sich eine zu große „Fan-Gemeinde" geschaffen. Unter den Gästen, selbst beim Personal des Hotels.
Woher Tom kam – das wußte keiner. Plötzlich war er da. Und er entschied sich sofort für seinen lebenslang „gepachteten" Stammplatz auf der Mauer mit der guten



Das Foto zeigt mich mit meinem guten Kater Tom an seinem Lieblingsplatz auf der Mauer des Hotelparks auf Madeira.



Kater Tom – ein vornehmes Tier. Tom benutzte zum Fressen immer die rechte Pfote. Zahnprobleme waren der Grund dafür.

Aussicht. Natürlich hatte ich mir bei meinem ersten Besuch auf Madeira geschworen, nie wieder fremde Katzen im Süden anzufassen. Schließlich verdankte ich den streunenden und von mir gefütterten Katzen auf der Kanareninsel Lanzarote eine Hepatitis, die mich fast zwei Jahre plagte.

Aber dann sah ich Tom – und Tom sah mich. Toms Stimme. „Hab' Hunger." Wie konnte ich da widerstehen, deckte mich ein mit Kitekat und anderen Katzen-Köstlichkeiten, gekauft im nicht weit entfernten Supermarkt PINGO DOCE. Nur eines störte mich an Tom. Tom sabberte. Im Klartext: Ständig lief ihm Speichel aus dem weiß-rosa-farbenen Katzen-Schnäuzchen. Katzen-Rotz in Fäden. Pfui. Das war nicht so fein.

Und dann meine erste Mahlzeit für Tom. Kitekat auf der Mauer. Natürlich mit einem kleinen Porzellan-Tellerchen. „Ausgeliehen" aus dem Hotel-Restaurant – für Tom. Und dann die große Überraschung: Tom schnupperte an den Thunfisch-Häppchen mit Gelee und faßte mit der rechten Vorderpfote mitten rein ins Vergnügen. Nicht so einfach Reinbatschen, wie ein Menschenbaby das gemacht hätte. Nein – ich hatte doch schon gesagt, daß Tom eine vornehme Katze ist. Tom bog die rechte Vorderpfote nach innen, ließ die Krallen ausfahren, schnappte sich damit ein Thunfisch-Häppchen und balancierte es zielsicher zum Katzenmund. Weit offen stand er – und alle spitzen Katzenzähne kreuz und quer, fast den Schlund versperrend. Tom konnte wegen verwachsener Zähne das Fressen nicht mit der Katzen-Schnauze vom Teller fressen. Deswegen benutzte er die Pfote zum „Speisen".

Lassen Sie es mich kurz machen, sonst verliere ich mich in hübschen Geschichten über Tom, die vielleicht nur ich allein „hübsch" finde. Natürlich schleppte ich den Kater Tom zum Tierarzt in Funchal, ließ ihm die Zähne „richten". Schon nach drei Tagen war Tom wieder „gut drauf", hatte mir den Zahnarzt verziehen. Meine Hoffnung: Tom kann wieder fressen wie eine normale Katze. Und „mein" Kater hört auf zu sabbern.

Nach einigen weiteren Tagen war klar: Tom behielt seine Tischmanieren bei. Der Kater speiste weiter mit der rechten Pfote. Gebogen, Krallen ausgefahren, langsam die Leckerbissen zum Katzenmäulchen führend. Tom blieb vornehm. Fast. Denn Tom sabberte immer noch. Trotzdem hatte ich immer das Gefühl, daß Tom mir die vielleicht gar nicht benötigte Hilfe hoch anrechnete. Wann immer Tom mich sah, ließ er andere Touristen links liegen und begrüßte mich mit seinem gräßlichen Kater-Tenor. Selbst nach zwei Jahren Insel-Abwesenheit blieb ich Toms Favorit – und er meiner. Vor einem Jahr war ich wieder auf Madeira – und dann war ich sehr traurig. Gleich unter Toms Stammplatz auf der Trenn-Mauer zwischen Garten und Schwimmanlage mit Blick auf Mäuschen, Touristen und den Atlantik – genau da entdeckte ich eine kleine, goldschimmernde Aluminium-Tafel mit schwarzer Gravur in englischer Sprache. Auf deutsch: „Hier wohnte unser Kater Tom. Er starb im Mai. Tom war ein ungewöhnlicher Kater und wir liebten ihn. Seine Freunde."
Immer wenn ich auf Madeira bin, werde ich zu diesem Platz gehen und an Tom denken. Ich hab diesen eigenartigen Kater wirklich gern gehabt.

Die „Verrückte" und der Kinderwagen

„Balla, balla ist die Alte, schiebt seit mehr als 45 Jahren den Kinderwagen durch die Straßen und streichelt das rosa Deckchen darin – wenn sie stoppt, um dem nicht vorhandenen Baby liebevolle Worte zuzuflüstern. Verrückt." Aus. Urteil klar. Da muß nicht lange nachgedacht werden. Schraube locker. Die tickt nicht richtig. Wie auch immer: Jedenfalls ist sie verrückt......so sagen alle, die die wahre Geschichte nicht einmal erahnen.
Ich kenne die trutschig aussehende Frau mit dem altertümlichen Haarknoten im Nacken und einem meist langen, grauen Kleid aus vergangenen Zeiten seit 1985. So lange wohne ich am Hamburger Schwanenwik an der Alster. Immer so gegen 10 Minuten vor 8 treffe ich sie. Beim Morgenspaziergang ins Büro. Schwanenwik, Schöne Aussicht, Hofweg, Zimmerstraße, Beethovenstraße. Meine Strecke, meine Zeit.
Der Kinderwagen, den sie vor sich herschiebt – ziemlich altertümlich. Erinnern Sie sich noch an diese robusten Kinderwagen-Korbgeflechte aus den fünfziger Jahren? Eierschalenfarben, hochbeinig, weißer Griff, unter dem an beiden Seiten Chrom vorblitzt? Räder aus Hartgummi mit Mini-Felgen. Auch die mit Chrom. Wie bei den Autos der Nachkriegszeit. Alle Mütter fanden solche Kinderwagen damals „schick".
Die ersten Treffen mit der „Verrückten" und mir verliefen völlig „normal". Ein freundliches „Guten Morgen" – Weitergehen. Irgendwann blieb die Frau stehen. Direkt neben mir. „Ist die Kleine nicht süß?" fragte sie mich – hob das rosa Federbettchen hoch und zeigte mit lächelndem Gesicht auf eine leere, weiße Decke über der Kinderwagen-Matratze. Es dauerte einen Moment – bevor ich verstand, gab mit sicherlich verdutztem Gesicht schließlich die Antwort: „Ja, ja – ganz die Mama. Aber sie muß noch kräftig wachsen, damit sie besser zu sehen ist."

„Ein schönes Mädchen, nicht wahr?" flötet die Mama, deckt ihr Kindchen mit dem rosa Deckchen wieder zu, zieht glücklich weiter.
„Die ist wirklich verrückt"......denke ich, sehe mich nach ihr um, höre noch im Weitergehen das leise Summen der Kindermelodie „Schlaf Kindchen, schlaf". Ein gesummtes Gute-Nacht-Lied am frühen Morgen.
Journalisten sind eine neugierige Sippschaft, interessieren sich für ungewöhnliche Schicksale von Menschen, die „ein wenig aus der Reihe tanzen". Ich bin der Frau heimlich nachgegangen. In einer kleinen Nebenstraße an der Alster-Schwimmhalle wohnt sie. 10-Familien-Haus, gut bürgerlich – jedenfalls alles andere als ärmlich. Links neben dem Hauseingang eine Garageneinfahrt. Von der anderen Straßenseite aus beobachte ich, wie die „Verrückte mit dem Kinderwagen" darin verschwindet. Im Erdgeschoß öffnet sich ein Fenster, ein älterer Herr hat mich beobachtet.
„Ich kenne Sie", flüstert er mir verschwörerisch zu – „Ich kenne Sie, Herr Siegerist." Kleine Welt. Journalisten kennen viele Menschen. Noch mehr Menschen kennen einzelne Journalisten. Der Rest der Geschichte über die „Verrückte" ist schnell erzählt. Ich erfahre sie von dem Erdgeschoß-Mann. Die „Verrückte" war verheiratet mit einem wohlhabenden Hamburger Immobilien-Makler. Das Leben wollten beide genießen. Einfach nur genießen. Kinder paßten nicht in dieses Weltbild. Dreimal schwanger, dreimal abgetrieben. Ein schreckliches Wort dieses „abgetrieben". Ich gebrauche es sonst nie, weil es sich verharmlosend anhört. So wie „faulen Zahn rausgerissen" oder „eingewachsenen Fußnagel entfernt".
Dann wurde der lebenslustige Makler krank. Sehr krank. 12 bis 18 Monate gaben ihm die Ärzte „höchstens". Einen Nachfahren wollte er vor seinem Tode nun noch haben. Einen Sohn, in dem er weiterlebt. Denken sterbende Männer so? Und Frauen? Wünschen sie sich für die Zeit nach dem Tode des Partners ein Menschlein, das sie ein Leben lang an den verstorbenen Partner erinnert? Menschlich verständlich und wohl auch „normal".

Sie versuchten es. Nach drei Abtreibungen. Damals konnten die Ärzte noch nicht so genau vorhersagen, ob es ein Junge wird oder ein Mädchen. Es wurde ein Mädchen. Aber schon nach 5 Monaten. Fehlgeburt. Totgeburt. „Die vorangegangenen Abtreibungen?"
Totgeburt, sterbenskranker Mann. 12 bis 18 Monate hatten die Ärzte ihm gegeben. Es wurden aber nur 10 Monate. Dann starb der Immobilien-Makler. Seine Frau ging nicht zur Beisetzung. Sie schloß sich in der Wohnung ein, öffnete auf kein Klingeln, nahm kein Telefon auf. Nach zwei Tagen brach die Polizei die Wohnungstür auf. Tabletten. Aber keine tödliche Dosis, nur Tiefschlaf. Krankenhaus. Da wurde klar: Probleme im Kopf. Die Psychiatrie war damals noch nicht sehr weit. Nach drei Monaten als „nicht heilbar" entlassen.
Einen Kinderwagen kaufte sich die „Verrückte" als erstes. Einen Kinderwagen mit eierschalenfarbenem Korbgeflecht, mit weißem Griff, bei dem auf beiden Seiten Chrom vorblitzt und Vollgummi-Reifen – auch mit Chrom, so wie bei den Autos der Nachkriegszeit. Dazu rosa Bettwäsche. Denn ihr Baby war ein Mädchen. Und seit 45 Jahren immer der gleiche Weg – den, den ich am Anfang dieser Geschichte beschrieben habe.

Zählt ein Frosch mehr
.... als ein Baby?

„Mein Bauch gehört mir" – ein STERN-Titel der „Achtundsechziger", den ich schon als junger Mann schrecklich fand. Junge, hübsche Frauen, die damit sagen wollten: „Wann immer ich will – dann kann ich mit meinem Baby da drinnen Schluß machen, dem Kind das Licht ausblasen." Die Doppelmoral der Linken bleibt für mich bis heute unverständlich. Ich liebe das Leben so wie es ist und wie der Herrgott mich geschaffen hat – bin alles andere als ein „Spießer". Doch wie reimt sich das zusammen? Babys im Mutterleib können umgebracht werden – wie junge Katzen, die der Bauer im Dorfteich ersäuft – aber für wandernde Frösche bauen wir Brücken. Für das Abholzen von Krüppelgewächs und Bäumen am Straßenrand stellen fanatische Umweltschützer Holzkreuze auf, demonstrieren, halten Mahnwachen.
1991 – eigentlich viel zu spät – ließ ich im Mutterleib umgebrachte Babys in Plastik nachbilden – so, wie sie wirklich aussehen. Das Foto zu diesem Bericht auf Seite 77 haben wir im August 2007 nachgestellt.
Das Plastik-Baby verschickte ich damals an Hunderttausende von Empfängern. Dazu diesen Text:

Mama – warum hast Du das getan?

22. Juni 1991
Heute hat mein Leben begonnen. Doch meine Eltern wissen es noch nicht. Ich bin noch kleiner als ein Apfelkern, aber schon unverwechselbar ich. Es ist jetzt klar: Ich werde ein Mädchen sein – ein Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen.
6. Juli 1991
Ein bißchen größer bin ich schon geworden, aber immer noch zu klein, um irgend etwas aus eigener Kraft zu tun. – Mutter tut alles für mich. Dabei hat sie doch immer noch

keine Ahnung, daß es mich in ihrem Bauch gibt und daß mich ihr Blut wachsen läßt.

12. Juli 1991

Jetzt beginnt mein Mund ein Mund zu werden. In einem Jahr kann ich damit fröhlich lachen. Und ein wenig später auch sprechen. Ich weiß schon, welches mein allererstes Wort sein wird – Mama. Wer behauptet eigentlich, daß ich heute noch kein Mensch bin? Und ob ich's bin. Genauso wie ein Krümelchen Brot auch Brot ist.

16. Juli 1991

Heute hat mein Herz angefangen zu schlagen. Von nun an wird es in gleichmäßigem Takt mein Leben lang klopfen, bis es nach vielen Jahren müde wird und stehen bleibt. – dann bin ich tot. Aber dieses Ende ist noch so lange hin, ich stehe ja erst am Anfang.

22. Juli 1991

Jeden Tag wachse ich ein bißchen. Meine Arme und Beine bekommen allmählich Form. Aber ich werde noch lange brauchen, bis ich mit diesen Beinen zu Mama laufen kann, bis ich die Arme um Papas Hals legen kann.

1. August 1991

An meinen Händen bilden sich winzige Finger. Eines Tages werden sie eine Puppe halten, einen Ball werfen, eine Blume pflücken und andere Hände anfassen. Meine Finger. Ob sie vielleicht einmal auf einer Geige spielen oder ein Bild malen werden?

9. August 1991

Heute hat der Doktor meiner Mutter gesagt, daß es mich gibt. Bist Du glücklich darüber, Mama? Du mußt noch warten, bis Du mich in Deinen Armen wiegen kannst.

14. August 1991

Mama und Papa wissen nicht, daß ich ein Mädchen bin. Vielleicht warten sie auf einen Sohn. Oder auf Zwillinge. Ich werde sie bestimmt überraschen.

27. August 1991

Ich habe schon ein richtiges Gesicht. Hoffentlich sehe ich einmal so aus wie meine Mutter.



So sehen kleine Babys aus, die zu Hunderttausenden im Mutterleib umgebracht werden. Frösche und Bäume werden geschützt – Kinder umgebracht. Das nennen die Linken „Moral“.

31. August 1991
Wenn es nicht so stockdunkel um mich herum wäre, könnte ich schon sehen. Aber bald werden meine Augen die Welt draußen wahrnehmen können – Sonnenschein, Blumen und kleine Kinder. Wie wird das Meer aussehen, wie die Berge? Und vor allem: Mama, wie siehst Du aus?
11. September 1991
Mama, ich kann Dein Herz schlagen hören. Nimmst Du auch mein leises Tap-tap, Tap-tap wahr? Du wirst eine ganz gesunde kleine Tochter haben. Manche Babys haben es schwer, in die Welt hineinzukommen. Da können freundliche Ärzte helfen. Aber manche Mütter, glaube ich, wollen ihre Kinder gar nicht haben. – Ich jedenfalls kann es kaum erwarten, auf Deinen Armen getragen zu werden. Dein Gesicht anzufassen und Dich anzusehen. Ob Du auch so gespannt auf mich wartest wie ich auf Dich?
16. September 1991
Mama, warum hast Du das getan? Warum hast Du es zugelassen, daß sie mein Leben nahmen? Wir hätten es doch so schön zusammen haben können.

Deine Anja

P.S. Vielleicht werden wir uns eines Tages doch noch sehen.

Der schäbige Aktenkoffer

Ein schäbiges, kleines Aktenköfferchen trägt er. Braun, speckig abgeschabt. Aus dem ledernen Griff blitzt ein Drahtgestell. Nein – besonders schön, attraktiv oder gar kostbar sieht dieses unansehnliche Ding wirklich nicht aus. Ein wenig erinnert es mich an meine alte Schultasche. Das war ein braunes, ziemlich vergammeltes Ding mit einem eingestanzten Pferdekopf auf der Vorderseite.
All meine Klassenkameraden bekamen nach einigen Jahren neue Schultaschen. Ich wollte keine neue, fand meine alte „1000 Mal schöner", behielt sie bis zur Schulentlassung. Störte mich nicht, wenn ich deswegen manchmal als „Baby" ausgelacht wurde. Wie gern wüßte ich, wo dieser „alte Vogel" abgeblieben ist. Irgendwann war er nicht mehr aufzufinden. Ich vermute, daß meine Mutter ihn einfach in die Mülltonne gesteckt hat – um so zu verhindern, daß ich mit der gammeligen Schultasche auch noch in die Lehre ging. Ich bekam einen besseren Aktenkoffer. Meine alte Schultasche gefiel mit natürlich besser und ich vermißte sie lange.
Und nun dieser Mann mit seinem Aktenköfferchen und meinen Erinnerungen. Der Koffer ist wirklich mies – und der Besitzer sieht nicht viel besser aus. Zerzauste und ungepflegte Haare, eine gräßlich-altmodische Nickelbrille mit angekratzten Gläsern, die dicken Glasbausteinen ähneln. Unrasiert, ungepflegt. Ein dicker, dunkelblauer Mantel im Sommer. An den Ärmeln, am Saum und rund um die Knöpfe abgenutzt. Das Untergewebe scheint durch. Die dunkelgrüne Hose zu weit. Sie hängt an Hosenträgern über einem ziemlich feisten Schmierbauch. Ein Gürtel würde da wohl nicht mehr helfen. Die grauen Schuhe müssen vor 20 Jahren schon bessere Zeiten gesehen haben, die Hacken abgelaufen. Das ursprünglich weiße Hemd. Oh, oh. Ich bin ein Schandmaul, sollte schweigen und mir stattdessen häufiger sagen, daß durch das bloße Äußere gefällte Urteile oft zu vorschnell sind.

Seit etwa 10 Minuten steht er da. So um die 50 wird er sein. Auf Jan Bierschenk wartet er. Vor dessen Werkstatt in Hamburg. Jan Bierschenk ist Goldschmiedemeister der alten deutschen Schule, einer der wenigen großen Künstler seines Fachs.
Ich warte auch da, mustere verstohlen den Aktenkoffer-Mann – und der mißtrauisch mich. An der Tür von Jan Bierschenk hängt ein Schild „Bin zurück in 15 Minuten". Hoffentlich – denke ich. Künstler und Pünktlichkeit ....Unpünktlichkeit kann ich nicht leiden. Jetzt summt der Aktenkoffer-Mann ein Lied. Ich will raushorchen, ob ich die Melodie kenne. Gelingt nicht. Ist wohl Eigen-Komposition. Er summt und gibt den Gammel-Aktenkoffer von einer Hand in die andere. Mir wird die Zeit ein wenig lang. Dem „Summer" nicht. Der summt, spielt „von-Hand-zu-Hand-geben" mit dem Köfferchen. Er ist sicherlich verabredet mit Jan Bierschenk. Ich auch. Jan Bierschenk bildet auf Bitten „meines" Kinderhilfsvereins AKTION REISKORN einen lettischen Waisenjungen als Gold- und Silberschmied aus. Hin und wieder treffen wir uns, sprechen über „Gott und die Welt". Jan Bierschenk ist ein gutmütiger Kerl. „Wahrscheinlich will der Mann mit Aktenkoffer ihn anbetteln"........denke ich. Ich bin drauf und dran, in die Tasche zu greifen, ihm 10 Euro in die Hand zu drücken. Er tut mir leid in seiner schäbigen Aufmachung.
„Auf der anderen Seite", denke ich – „diese Typen passen zu dem gutmütigen Jan Bierschenk. Der hat ein großes Herz für jeden." Als er seine Goldschmiede noch in der Langen Reihe von Hamburg-St. Georg hatte – da kamen viele „bunte Vögel" zu ihm. Vom „Penner", der Ringe aus dem Kaugummi-Automaten verkloppen wollte, bis zu „Zarah Leander" aus dem Hamburger Transvestiten-Kabarett „Pulverfaß". Reparaturen am Strass-Ohrgehänge für den großen Auftritt in der Nacht.
Jan Bierschenk – ich habe es schon gesagt – ist ein großer Goldschmied. Ein Geschäftsmann ist er nicht so sehr. Das Herz ist größer als der Sinn fürs Geschäftliche. Gold-



Goldschmiedemeister Jan Bierschenk – auf ihn wartete der „schäbige" Kerl mit dem abgewetzten Koffer. Hätte ich gewußt ....

schmiede seiner Klasse gibt es nicht mehr viele in Deutschland. Reiche Schmuckträger bevorzugen heutzutage Edelmarken mit großen Namen. Aber oft ist bei diesen Edelmarken der Preis größer als die vorgestanzte Qualität. Der Name hat mehr Wert als das gekaufte Schmuckstück. Individuelle Handarbeit deutscher Goldschmiede, die nach wie vor in der ganzen Welt einen besonderen Ruf haben, bleibt da auf der Strecke.
Das alles geht mir durch den Kopf, während der Summer und ich warten.
Da kommt Jan Bierschenk. Von einem Griechen in der Nähe hat er sich „Gyros" geholt. Sein Mittagessen. Fleisch mit viel Zwiebeln und einem Riesen-Brötchen. „Schön, daß Du kommst, Jan"............sagt der Summer mit dem Aktenkoffer, sieht an mir vorbei – so, als würde ich plötzlich überhaupt nicht mehr existieren. Seine Rache für einen vielleicht bemerkten abschätzigen Blick von mir.
„Ich habe Zeit"........lüge ich Jan Bierschenk an – will in Wirklichkeit nur mitbekommen, warum der Koffer-Mann ihn sprechen möchte.
Ja, ja. Das ist so eine Sache mit dem „ersten Eindruck". Ich sollte vorsichtiger sein. Im gesicherten Raum der Werkstatt wird der Koffer geöffnet. Ich staune mit offenem Mund. Hochkarätige Brillanten, Rubine, Saphire, mein Lieblingsstein Aquamarin. Vom Gold-Topas bis zum Stern-Saphir. „So um die 500 000 Euro"........schätzt Jan Bierschenk.
Alle drei Monate kommt der Koffermann zu Jan Bierschenk, der im Auftrag seiner Kunden den einen oder anderen Stein von dem Mann kauft, dem ich beinahe 10 Euro gegeben hätte.
Der Koffermann genießt aus vollen Zügen mein Staunen, sieht mich lächelnd an und sagt mit erhobenem Zeigefinger: „Ne, nach dem Äußeren einschätzen. Ich weiß schon, warum ich so aussehe.....wie ich aussehe. Und meine Tasche? Ja – wer vermutet denn darin solch einen Inhalt?"
Schweigen. Ende der Geschichte.

Der Teufel hat einen Namen

Wenn der Teufel einen Namen hat, dann heißt er Phol Pot. Wie kommt es nur, daß es im Westen so wenige Menschen gibt, die sich an diesen Namen erinnern? Es ist doch kaum 20 Jahre her, daß seine Schreckensherrschaft zu Ende ging. Adolf Hitler ist seit über 60 Jahren unter der Erde – und es gibt mehr und mehr „mutige" Menschen, die sechs Jahrzehnte nach seinem Tod gegen den „Führer" in den Widerstand gehen. Seltsam! Warum wagt es eigentlich keiner zu sagen.....?: Die „politisch Korrekten" haben eine doppelte Moral. Sie unterscheiden zwischen „linkem" Unrecht und „rechtem" Unrecht. Stalin hieß eben „nur" Stalin – aber Hitler, der ja eigentlich Schickelgruber hieß.......der hieß und war eben doch Hitler. Beachten Sie den Unterschied.

Für die Opfer war es kein gravierender Unterschied, ob sie im Gulag oder im KZ krepierten. Braun oder rot – in jedem Fall tot.

Heute gibt es Richter, Lehrer, Journalisten, Anwälte, Professoren und Autoren.........die ganz seltsame Gesellen sind. Einige von ihnen habe ich als junge Leute erlebt. Da hüpften sie als Demonstranten über die Straße, hielten die „Mao-Bibel" hoch, brüllten sich die Kehlen heiser mit „Ho-ho-ho-Chi-Minh", knutschten Plakate mit den Mördern Castro und Che Guevara, jubelten die Internationale – das Symbollied der Revolution von 1917, in deren Geleitzug rund 110 Millionen Menschen umgebracht wurden. Die „politisch Korrekten" von heute verehrten die Mörder ganzer Völker, stellten sie auf eine Stufe mit Heiligen. Und heute wollen uns diese „politisch Korrekten" vorschreiben, was sich in der Politik gehört und was nicht. Speiübel wird mir – wenn ich davon rede oder schreibe. Ersticken sollten sie an ihrer doppelten und zum Himmel stinkenden Moral.

Ich erinnere mich noch daran, wie Anfang der „Siebziger" von den Achtundsechzigern ein kleines Männchen aus Paris verehrt wurde: Phol Pot hieß der, kam aus Kambod-

scha, hatte in Frankreich „politisches Asyl" erhalten, konnte mit Hilfe der Chinesen wieder zurück nach Kambodscha. Wie großartig für die Linke, daß er gleich zu Beginn seiner Schreckensherrschaft das Geld abschaffte, die Stadtbevölkerung aufs Land brachte, um sie „mit der Natur zu versöhnen".

Die Wahrheit sah so aus: Mehr als 2 Millionen Kambodschaner kamen auf grauenvolle Weise bei dem Versuch um, ein ganzes Volk ins kommunistische Steinzeitalter zu versetzen. Wer eine Brille trug oder eine Fremdsprache beherrschte – der war den „Roten Khmer" von Phol Pot verdächtig, könnte „intellektuell" sein, damit nicht mehr „umerziehungsfähig". Das waren die Todesarten:

1. Totschlagen mit Bambusknüppeln.
2. Verhungern.
3. Gruben graben, Dutzende von Menschen in die Gruben treiben, sie dann mit Bambusseilen umwickeln, Palmöl drübergießen, anstecken bei lebendigem Leibe.

Ich habe einen kambodschanischen Freund, der als Kind zusehen mußte, wie sein Vater bis zum Hals in die Erde gegraben wurde, um auf seinem Kopf ein Feuer zum Wasserkochen zu entzünden. Frau und Kinder mußten zusehen. Das „Verbrechen" des zu Tode gequälten Mannes: Er war Arzt, deswegen „unter dringendem Tatverdacht".

Ein junger Kerl war ich, wollte „nichts als Urlaub machen" – damals in Thailand. Dann hörte ich etwas von kambodschanischen Flüchtlingslagern. Bei Surin. Thailändische Stadt, nicht allzu weit von der kambodschanischen Grenze entfernt. Einmal im Jahr wacht sie aus ihrem Schlaf auf. Treffen der thailändischen Elefanten. „Elephant-Festival" in Surin. Hunderte von Elefanten-Besitzern kommen dann zu einem großen Turnier mit ihren Elefanten in Surin zusammen, wetteifern beim Vorführen von Kunststücken und Kraft ihrer vierbeinigen Riesen-Freunde, in die man sich verliebt, wenn man sie näher kennt. Ich bin Tier-Fanatiker – aber kaum ein Tier spricht bei mir Herz, Seele und Gemüt mehr an als der graue Urwald-Riese, auf dessen Rücken ich schon so manche

abenteuerliche Urwald-Safari als junger Mann hinter mich gebracht habe.
In der Nähe von Surin gab es ein kambodschanisches Flüchtlingslager. Urlaub vergessen. Ich wollte es sehen. Journalisten und ihre Neugier........... Die Bilder brannten sich bei mir ein. Kleine Kinder mit dicken Blähbäuchen und Ärmchen – so dünn wie Hölzlein. Beine wie Stecken. Köpfe und Augen wirkten zum Körper für mich riesengroß. Auf der Erde lagen sie, oft im Schlamm, Kraft zum Wimmern? Nein – die Kraft hatten sie nicht mehr. Die Eltern hockten teilnahmslos daneben. Wie lebende Tote, verscheuchten oft nicht einmal mehr die Mücken und Fliegen, die sich an den Augenrändern der sterbenden Kinder niederließen. Alle Hilfe kam zu spät. Flüchtlinge aus Kambodscha. In grauenvollsten Hungermärschen hatten sie sich durch den Urwald ihres Landes geschlagen. Richtung thailändische Grenze. Einige kamen durch. Die meisten starben. Durch die Schläge mit den Gewehrkolben von Phol Pots Grenzwächtern – oder aus Erschöpfung.
Die, die durchkamen, waren nicht immer gern gesehen in Thailand – und es dauerte lange, bevor ein wenig internationale Hilfe anlief. Ich kaufte von meiner Urlaubskasse Lebensmittel und Medikamente. In Deutschland zurück, sammelte ich Geld für die kambodschanischen Flüchtlinge, schickte es katholischen Patres, zu denen ich berechtigtes Vertrauen haben konnte.
Die Kinder mit den dicken Bäuchen und den dünnen Ärmchen saßen tief in meinem Schädel. Ein Jahr später fuhr ich im Urlaub wieder nach Thailand. Eine Woche Erholung am Golf von Siam, dann wieder das thailändisch-kambodschanische Grenzgebiet in der Nähe von Surin.
Die Zustände im Lager hatten sich deutlich verbessert. Wer Thailand als Flüchtling erreichte – der war in Sicherheit, gerettet, überlebte. Dort, wo die Kinder im Schlamm lagen, standen kleine Holz- und Strohhüttchen als Unterkünfte. Buden. Keine Häuser. Aber ein Dach dar-



Mozart im Urwald – kambodschanische Flüchtlinge, die dem Schlächter Phol Pot entkommen waren. Ich traf sie. Für mich eines der besten Bilder von Fotograf Uwe Hempen.

auf und Wände. Und einen Musiklehrer gab es. Mit 10 amerikanischen US Dollars hatte er sich von den Schützen eines Phol-Pot-Todeskommandos freigekauft, sich nach Thailand durchgeschlagen. Missionare hatten dem Musiklehrer eine Geige geschenkt, dazu eine grüne Wandtafel zum Notieren von Noten im Musik-Unterricht. Was für eine Szene. Auf einem Tisch standen da vier kleine Kambodscha-„Mäuse". Vor ihnen der Lehrer. Freier Oberkörper. Geige und Geigenbogen in den Händen. Er spielt. Er spielt Mozart zum Vergessen. Vergessen von Dingen, die die meisten Menschen nur aus Albträumen kennen. Auf ewig an Hitler erinnern. Aber die roten Teufel vergessen? Ich werde das nicht.

Fotos können lügen

So schön malerisch sieht es aus – dieses Bild. Ein kleines Mädchen mit Wäschekorb auf dem Kopf. Ein totes Bahngleis. Nur eine Schiene. Da rattert kein Zug mehr lang. Am Bahndamm grüne Büsche. Versteckt dahinter Elends-Hütten. Bretterbuden. Mit Palmzweigen gedeckt oder Wellblech.
Aber „romantisch" sieht es aus – dieses Bild. Schönes Touristen-Motiv. Klack – ein Druck auf die Kamera. Lächeln. Weiter zum nächsten Bild. Die anderen sollen in der Heimat ja etwas zu sehen bekommen. Schließlich war es eine weite Reise – und billig auch nicht. Fotos konservieren Erinnerungen. Aber sagen sie auch immer die Wahrheit – wie viele Fotografen es oft behaupten? Fotos sind ehrlicher als Texte......heißt es in der „knipsenden Zunft".
Von wegen – sage ich als „Schreiber". Denn hier ist die wahre Geschichte dieses „romantischen" Fotos mit dem kleinen Mädchen und dem Wäschekorb auf dem Kopf:
Meau heißt die kleine Madam. Am Rande Bangkoks wohnt sie. An den Bahndämmen. Dort, wo das Elend sein Zuhause hat. Zu Hunderttausenden strömen die Menschen vom Lande in die Hauptstadt Bangkok, versprechen sich Arbeit und ein ganz klein wenig Wohlstand. „Wohlstand". Was heißt das schon in den Elendsvierteln am Bahndamm? Hausen in einer lausigen Bretterbude, die gegen das vom Himmel stürzende Wasser in der Regenzeit nur notdürftigen Schutz bietet. Ein wenig Reis, Suppe, manchmal Fleisch. Manchmal.
Vater arbeitet im Hafen. 14 Stunden am Tag. Die Mutter hilft bei reichen Thais im Haushalt. 12 Geschwister. 6 sind bei den Großeltern im Südosten des Landes geblieben, gehen dort zur Schule. Die anderen hausen mit den Eltern und Meau in der Hütte am Bahndamm.
Große Träume hatte das kleine Mädchen. Zur Schule wollte sie gehen, später einmal studieren, Lehrerin werden. Dann der Umzug nach Bangkok. Mit 11 Jahren Schule ver-



Romantisch – wenn man die Geschichte zum Bild nicht kennt. Aber die hat es in sich. Aus mit Romantik.

lassen. Jetzt ist Meau 12, das älteste Kind in der Bretterbude. Für die kleineren Geschwister ist sie alles: Mama, Papa, Hausfrau, Erzieherin. Bevor die Sonne aufgeht, müssen die Eltern zur Arbeit – wenn es schon lange dunkel ist – dann kommen sie zurück, sind sehr müde, möchten schlafen.

Die kleine Meau muß kochen. Die kleine Meau muß die Wäsche waschen. Mit den Händen in einem Flüßchen – fünf Kilometer entfernt. Auf dem Kopf trägt sie die schmutzige Wäsche zum Wasser. Auf dem Kopf trägt sie die nasse und viel schwerer gewordene Wäsche zum Trocknen wieder zurück ins „Haus". So um die 15 Kilo nasser Wäsche balanciert die kleine Madam auf dem ausrangierten Bahndamm. Alle zwei Tage die gleiche Menge. Aber das Foto sieht „romantisch" aus. Wirklich. Sehen Sie sich einmal das Gesicht des Kindes an. Das ist kein fröhliches Kinderlachen.

Elend macht alte Gesichter. Kinder mit den Gesichtern von Erwachsenen, die es nicht leicht hatten im Leben. Und das Tragen schwerer Lasten auf dem Kopf? Es zerstört im Laufe der Jahre die Halswirbel. Schwerste Bandscheibenschäden mit unerträglichen Schmerzen sind die Folge. Mit 30 oder 35 Jahren Invaliden.

Beim Waschen der Wäsche am Fluß trifft Meau andere Mädchen. Manche erst 10, einige älter als sie. Die älteren Mädchen hatten auch Träume: Lehrerin, Ärztin oder Friseuse, Krankenschwester oder Stewardess. In den Elendsquartieren Thailands zerplatzen Träume schneller als Seifenblasen.

Die älteren Mädchen am Fluß erzählen oft von Mädchen aus der Stadt, die immer geschminkt sind, schöne Kleider tragen und spendable „Farangs" haben. „Falang" – sagen die Thais, weil sie das „r" so schlecht aussprechen können. „Farangs" ist ein freundlich klingendes Wort für „Ausländer" oder „Fremder"......aber in thailändischer Sprache mit nettem Unterton gemeint.

Falang – vielleicht der letzte Traum im Leben dieser Mädchen, die von professioneller Prostitution in den

Amüsiervierteln Bangkoks keine Vorstellung haben. „Farangs°" sind für sie oft Wesen aus einer anderen Welt, die ein besseres Leben versprechen.
Der Schritt von der Armut in die Prostitution in Thailand ist klein. Und „Moral" – die hat einen anderen Wert, wenn der Magen knurrt und das Schulgeld für die kleineren Geschwister fehlt.
Ja – es stimmt. Im ersten Moment sieht es wirklich „romantisch" aus – dieses Bild mit der kleinen Thailänderin und der bunten Wäsche auf dem Kopf.
Aber Fotos – die können täuschen – lügen.
Übrigens: Die von mir immer wieder erwähnte AKTION REISKORN e.V. hilft in Thailand Mädchen und Jungs, die durch Armut in die Prostitution getrieben wurden.

Keine Zeit

Ich bin überzeugter Christ und lese hin und wieder religiöse Bücher. Vor einigen Tagen schickte mir ein Freund von den Deutschen Konservativen ein Büchlein von dem 1966 verstorbenen Pfarrer Wilhelm Busch zu. Ein Brief lag dabei. „Ich habe Ihnen viel geholfen. Nur eine Bedingung habe ich: Lesen Sie dieses Buch durch."
Was muß dieser gute Mann nur gedacht haben – als er so deutlich formulierte? Das mit der „Bedingung". Ich vermute, da ging durch seinen Kopf der Gedanke: „Der Siegerist hat keine Zeit – und deswegen muß ich ihn zu seinem Glück zwingen." Wir Menschlein und die Zeit. Ich habe eine Leseunart. Bekomme ich ein Buch in die Hand, lese ich zunächst mal auf der, mal auf der Seite, danach erst von vorne. In dem Busch-Büchlein mit dem Titel „Jesus unser Schicksal" blieb ich auf Seite 71 „kleben", fand folgenden Text:
„Ich hatte einen wundervollen Vater, mit dem mich ein herrliches Verhältnis verband. Eines Tages war ich gerade in dem Dachkämmerchen unseres Hauses mit einer Examensarbeit beschäftigt, als er von untern ruft: ‚Wilhelm!' So heiße ich nämlich. Darauf strecke ich den Kopf heraus und frage meinen Vater, der mich ruft: ‚Was ist los? Wo brennt's?' Da sagt er: ‚Ich muß in die Stadt gehen. Willst du mich nicht begleiten? Zu zweien ist es doch netter!' ‚Ach, Papa', rufe ich hinunter, ‚ich habe gerade so eine wichtige Sache in meiner Examensarbeit. Es paßt mir jetzt schlecht.' ‚Dann gehe ich allein', sagt er.
14 Tage später war er tot. Und nun war es bei uns Sitte, daß die Leiche im Haus aufgebahrt wurde und wir Söhne umschichtig Wache hielten an dem offenen Sarg. Auf einmal fällt mir ein, wie mein Vater mich vor 14 Tagen gebeten hatte, ihn mal eben in die Stadt zu begleiten. Ich aber hatte ‚Nein' gesagt. Ich schaue ihn an und sage: ‚Ach, Vater, bitte mich doch noch mal! Und wenn du willst, daß ich hundert Kilometer mit dir gehe, ich gehe mit dir!' Doch der Mund blieb stumm, und da ging mir auf: Diese



Eine ablaufende Sanduhr – und noch 3 Minuten Zeit. Diese zwei Worte – „keine Zeit" …… sind ganz, ganz schlimm.

kleine Lieblosigkeit ist eine unheimliche Wirklichkeit, die ich auch in alle Ewigkeit nicht rückgängig machen kann."
Irgendwann vor einigen Jahren hatte ich mir in den Kopf gesetzt, nur noch mit Menschen meine Zeit zu verbringen, die ich gern hab. Als Journalist mußte ich beruflich Jahrzehnte mit allen möglichen Menschen reden. Ob sie mir gefielen oder nicht. Und da dachte ich mir: Die Jährchen, die mir noch bleiben, die rede ich nur mit Menschen, mit denen ich gern rede.
Und dann stand die alte Nachbarin aus der Beethovenstraße plötzlich vor der Bürotür. Mit einem Gehwagen. Den braucht sie. 93 Jahre! Das ist ein Alter. So ganz „mein Fall" ist sie nicht, diese alte Dame. Sie fängt beim Erzählen mit Adam und Eva an, redet weitschweifig und rudert dabei mit den Armen wie eine Dirigentin durch die Luft. Deswegen nennen wir sie auch nur „die Dirigentin". Wie gesagt – sie ist „nicht mein Fall" – obwohl ich weiß, daß sie eigentlich eine gute und anständige Frau ist. Und einsam. Sie hat nicht einen Angehörigen. Nicht einen! Vor Jahren war ich mit ihr in einer größeren Reisegruppe gemeinsam nach Lettland gefahren. Da hab ich sie kennengelernt. Wenn sie jetzt unangemeldet und strahlend vor unserer meist geöffneten Bürotür steht.....dann schmeiße ich immer wieder meinen völlig dämlichen „Grundsatz" über Bord, nur mit Menschen „meines Geschmacks" zu reden. Ich laß für einige Minuten die Arbeit Arbeit sein und unterhalte mich mit ihr. Nach jedem Gespräch sagt sie mir dann höflich: „Danke, daß Sie mir zugehört haben." Und ich bekomme ein schlechtes Gewissen. Zu Recht.
Für die einsame Frau, die keinen Menschen auf dieser Welt hat, bedeutet das Gespräch viel.....und warum stören mich die wenigen Minuten, die ich mit ihr „verliere"? Ich glaube, daß ihre Zeit auf dieser Welt sehr begrenzt ist. Die wenigen Meter zu unserem Büro sind für sie eine schwere Anstrengung. Trotz Gehwagen. Aber sie macht sich die Mühe, um mit mir reden zu können. Seitdem ich das „voll kapiert" habe, geht es auch mir besser. Ich möchte nicht

das erleben, was Pastor Busch beschreibt: Sich schuldig machen durch diese gräßlichen zwei Worte „Keine Zeit". Manchmal schicke ich nun der alten Frau Blumen in die Wohnung oder bringe sie selber vorbei. Das ist für sie immer wieder ein Höhepunkt im einsamen Tagesablauf. Und wenn ich dann in ihre kleine Wohnung komme – auch im Hochsommer – dann steht auf dem Fußboden ein kleines Weihnachtsbäumchen mit Lichtern. Im Winter und im Sommer. Als ich deswegen große Augen machte, war ich noch beschämter: „Das Bäumchen hatten Sie mir doch vor zwei Jahren geschenkt. Es hat nicht genadelt – und ich kann mich nicht davon trennen. Immer wenn die Elektrokerzen des Bäumchens brennen, dann denke ich an Sie und weiß, daß ich nicht allein bin."
Das erzählte ich im Büro. Da machten alle betretene Gesichter. Wenn die „Dirigentin" jetzt wieder vor der Tür bei uns am Büro steht und reinwinkt, dann hat jeder plötzlich Zeit für sie.
Hin und wieder denke auch ich: Vielleicht wirst Du eines Tages auch einmal froh sein, wenn es zumindest noch einen einzigen Menschen gibt, der sich Zeit für Dich nimmt, wenn Du alt bist und andere „nervst".
Mein „Grundsatz", nur noch mit Menschen „meines Geschmacks" Zeit zu verbringen – der ist stock-dämlich und ich sollte mich dafür schämen.

„Nazis" und die Juden von Riga

Das Leben schreibt Geschichten, die auch ich mir als Journalist und Buchautor niemals ausdenken könnte. Am 27. August 1993 formulierte ich einen Brief an Freunde, den ich als Kopie jetzt wieder in einem dicken Aktenordner entdeckte. Hier der Original-Wortlaut dieses Briefes:

„29. Juli in Riga. Ein heißer Tag. Ich habe eine anstrengende Konferenz hinter mir. Sechs Stunden in stickiger Luft. Dutzende von Menschen fragen mich, bitten um Hilfe. Seitdem ich im lettischen Parlament bin, kommen Scharen von Hilfesuchenden zu mir. Alle erwarten ‚Wunder' von dem Deutschen. Es ist oft sehr schwer.

Nach vier Stunden Wartezeit steht ein alter Mann vor mir. Ärmlich gekleidet, fast zerlumpt. Aber strahlend blaue Augen. Die Augen verraten, daß er bessere Zeiten gesehen hat und nicht ‚von ganz unten' stammt. Ein Mann in Fetzen – trotzdem ein Herr. ‚Die Partisanen warten auf Sie', sagt er, ‚seit Stunden. Alle wollen Sie sehen, einmal mit Ihnen sprechen. Sie sind unsere einzige Hoffnung.'

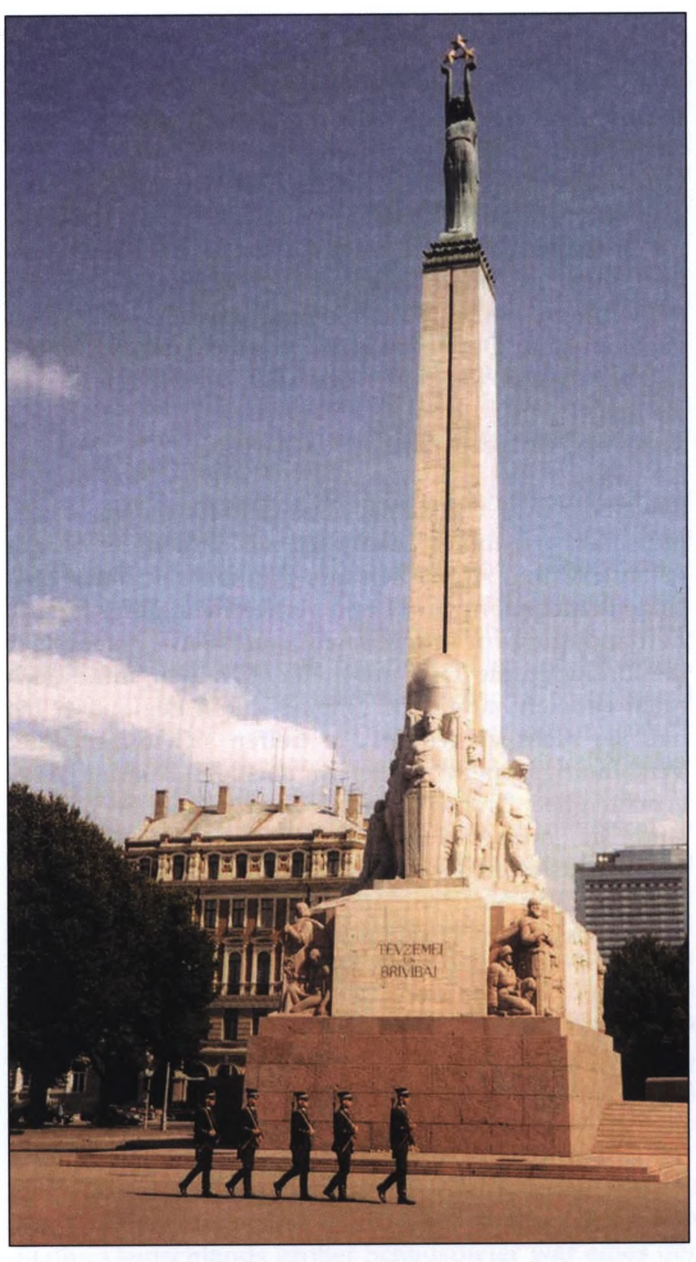
Ich weiß zunächst nicht, was gemeint ist. Ein Parlaments-Assistent erklärt mir, daß er damit die ehemaligen Angehörigen der Deutschen Wehrmacht meint. Letten, die noch nach Kriegsende im Mai 1945 als ‚Partisanen' in die lettischen Wälder gingen und weiter gegen die sowjetischen Besatzer kämpften.

Meine Müdigkeit und Erschöpfung sind verflogen. Ich sage sofort zu. Zwei Stunden später stehe ich den Veteranen gegenüber – und glaube zu träumen. In Reih und Glied sind die alten Männer vor mir angetreten. Vielleicht 100 an der Zahl. Ich weiß nicht wie – aber einige haben sich in ihre alten deutschen Uniformen gezwängt, grüßen so, als sei ich ein General. Ich bin verlegen, gerührt und weiß im ersten Moment nicht so recht, wie ich mich verhalten soll. Wie gut, daß kein ‚politisch korrekter' Fotograf aus Deutschland anwesend ist.

Da tritt einer von ihnen vor. Vielleicht 75 Jahre alt. Alles mitten im Wald. An einem See. Im einstigen Kurlandkessel – dort wo die letzten schweren Schlachten mit der Roten Armee Stalins geschlagen wurden. In akzentfreier deutscher Sprache erklärt er mir: ‚Wir sind nie Nazis gewesen, obwohl die meisten von uns der Waffen-SS angehört haben. Legion nannte man das bei uns in Lettland. Viele von uns 19 oder 20 Jahre alt. Wir wollten unsere Heimat gegen den Verbrecher Stalin verteidigen. Mehr nicht. Die Deutsche Wehrmacht war anständig – und wir haben gern auf deutscher Seite gekämpft. Als der Krieg zu Ende war, haben wir uns nicht ergeben. Wir sind in die Wälder gegangen, haben die Kommunisten immer wieder angegriffen. Wir wollten es nicht hinnehmen, daß unsere Heimat verknechtet wurde. Manche von uns haben länger als 10 Jahre nach dem Krieg weitergekämpft.'
Gekämpft in den Wäldern. ‚Waldbrüder' werden sie deswegen auch genannt – nicht ‚Partisanen' allein. Ich sehe, wie einigen von ihnen Tränen über die zerfurchten Gesichter laufen. Oft verdränge ich es, will es nicht wahrhaben – doch es stimmt: Seitdem ich ins lettische Parlament gewählt wurde, bin ich die einzige Hoffnung dieser extrem deutsch-freundlichen Männer. Sie haben allesamt schreckliche Schicksale. Irgendwann erwischten Rotarmisten jeden ‚Waldbruder'. Sibirien, sofortige Erschießung, Folter, Quälen der Familien. Die kommunistischen Bestien machten vor nichts halt. ‚Nazis' sollen diese alten Männer sein, ‚Faschisten'?
Ich denke an Mihail Arons. Er ist Vorsitzender der Religiösen Jüdischen Gemeinde von Riga. Keiner hat unter den Nazis mehr gelitten als dieser Mann und seine Glaubensbrüder. Mit seiner Gemeinde habe ich einen Freundschaftsvertrag geschlossen. Es war so: Von den 27 Synagogen in Riga hatten die Nationalsozialisten 26 verbrannt – oft mit den Menschen, die in die Gotteshäuser geflüchtet waren. Aber Mihail Arons sagt über die alten ‚Legionäre': ‚Die waren jung damals, wollten ihre Heimat

verteidigen. Ich kenne viele anständige Menschen unter ihnen. Anklagen ist leicht. Wir müssen vergeben und vergessen. Das will Gott – und das will auch ich.'
Die alten Männer der Legion leben erbärmlich. Sie haben eine Rente von 3000 Rubel im Monat. Das sind etwa 30 Mark! Viele von ihnen hungern. Trotzdem bitten sie mich nicht um Geld. Sie wollen nur eines: Ein deutsches Kameradschaftshaus, in dem sie sich treffen können, in dem sie ihre Erinnerungen austauschen und im erbärmlich kalten Winter ein wenig zu essen bekommen und nicht frieren müssen.
Schließlich habe ich mich gefaßt, spreche zu den alten Männern. ‚Ihr seid keine Partisanen', sage ich. ‚Das ist ein dummes Wort. Freiheitskämpfer seid ihr – und als Deutscher bin ich stolz auf euch. Ich werde euch helfen und für euch beten. Keiner hat das Recht, euch zu verleumden.' Ich spreche lange und mit nicht gespielter Emotion. Zum Schluß wollen mich die alten Männer hochheben, auf ihren gebrechlichen Schultern tragen. Nur mühsam kann ich es verhindern. Am Abend rede ich in der Synagoge mit Mihail Arons. ‚Hilf ihnen', sagt er nur – ‚hilf ihnen. Sie haben es verdient. Ich war Soldat in der Roten Armee, kenne die Gegenseite. Niemand von uns war ein Engel. Weder die, noch wir.'
Deswegen mein Brief an Sie. Ich bitte um zwei Hilfen:

1. In Riga gibt es einen jüdischen Friedhof, auf dem viele Juden ihre letzte Ruhe gefunden haben. Dieser Friedhof war früher schön und gepflegt, heute ist er erbärmlich und verwüstet. Straßenkinder spielen auf den Gräbern Fußball. Für Juden ist es eine schwere Sünde vor Gott, wenn andere Menschen über die Gräber der Toten laufen. Ich habe Mihail Arons Geld für den Zaun zugesagt. Bitte, helfen Sie mir dabei.
2. Die ehemaligen Legionäre der Deutschen Wehrmacht im einstigen Kurland brauchen für den Winter Heizmaterial, Medikamente, ein kleines Häuschen für ihr Treffen, Lebensmittel und warme Kleider, die wir in Lettland kaufen können.



Für Freiheit und Vaterland – die lettische Freiheitsstatue im Zentrum Rigas.

Einige von ihnen wollen vor ihrem Tod noch einmal Deutschland sehen. Ich habe ihnen dafür die Bezahlung eines Charter-Busses zugesagt.
Ich weiß – diese beiden Bitten sind wie ein Kontrastprogramm. Hilfe für deutsch-freundliche Juden und Hilfe für ehemalige Angehörige der Waffen-SS. Aber ich scheue mich nicht, um diese Hilfe zu bitten. Hier tragen wir zur Versöhnung bei, an die niemand in der Welt mehr geglaubt hätte. Deswegen ist es auch nicht ungewöhnlich, daß wir es sind, die beiden Gruppen helfen. Bitte, helfen Sie mit.
Viele liebe Grüße: Ihr Joachim Siegerist"

Soweit der Brief von damals. Das Geld für die Mauer des jüdischen Friedhofes bekam ich zusammen. Sie wurde gebaut. Mihail Arons ließ aus Dankbarkeit dafür eine Gedenktafel anbringen. Dann verließ mein guter Freund Lettland, ging für immer nach Israel. Seine Nachfolger demontierten die Tafel mit meinem Namen, um die ich nicht gebeten hatte. Und „meine" alten Legionäre? Ich hab sie nicht vergessen. Sie treffen sich oft in einer Versöhnungskapelle, die ich im einstigen Kurlandkessel errichten ließ. Und so lange die alten Männer noch leben, sind sie meiner Hilfe sicher. Vor allem an den Weihnachtsfesten. Es stört mich nicht, daß ich deswegen auch als „Neo-Nazi" verteufelt werde. Es genügt mir, selber zu wissen, daß ich keiner bin und nie einer war.

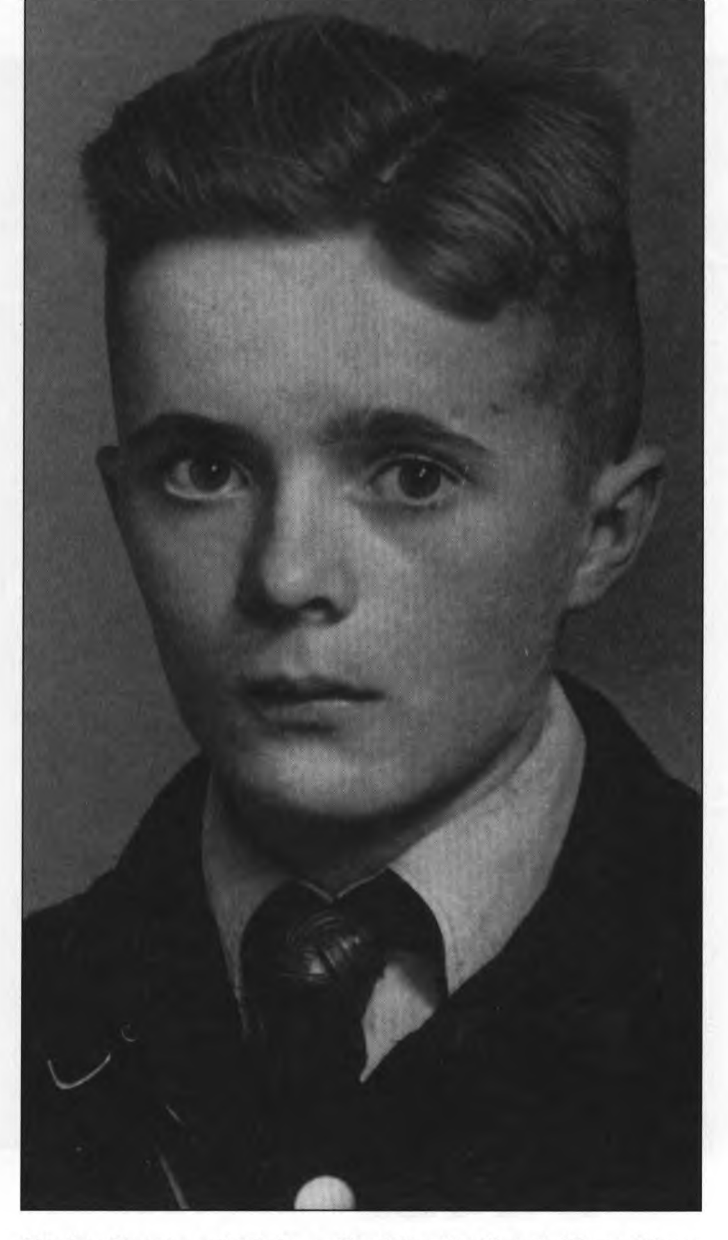
Der politisch „unkorrekte KZ-Tod“

Was für ein lebenslustiger und vor Kraft strotzender Mann. Der berühmte Schauspieler Heinrich George. Einer der größten Charakter-Darsteller Deutschlands. Auf dem Foto in seiner Rolle als Herzog von Burgund. Und so ein Ende. Aber darüber wird in Deutschland nicht mehr gesprochen. Es ist politisch „unkorrekt“. Gerade deswegen mache ich es:
Da steht er auf der aus Sargbrettern genagelten „Bühne“ im KZ Sachsenhausen. September 1946. Über dem Lagertor wurde die braune Fahne durch die rote der Kommunisten ausgetauscht.
Früher war der 2 Zentner-Hüne Heinrich George mit seinen strahlend-blauen Augen ein Koloß von Mann. Kaum 90 Pfund wiegt er jetzt. Die Augen ohne Glanz, grauweiße Haut. Vielleicht 150 Zuschauer. Deutsche und sowjetische Wachsoldaten. Gekennzeichnet durch einen roten Stern oder eine rote Armbinde. Der von Schlägen, Hunger und Folter gezeichnete Heinrich George spielt ums nackte Leben. Seine Glanzrolle. Der „Postmeister“. Alles in russischer Sprache. Nach Original-Texten des russischen Dichters Alexander Puschkin. Die Russen jubeln vor Begeisterung über den wirrköpfigen und altersschwachen Postmeister, der um Dunja trauert, seine verlorene Tochter. Drei Tage später stirbt Heinrich George unter entsetzlichen Schmerzen. „Herzversagen durch Lungenentzündung“ steht in der Todesnachricht. Monate später bekommt sie Bertha Drews, seine geliebte Frau. Die Wahrheit: Ein Jahr haben die roten Menschenschinder den großen Schauspieler brutal verhört, geschlagen, gefoltert, ausgehungert. Nur durch seine Lager-Vorstellungen konnte er sein Leben ein wenig verlängern. Aber schließlich macht der ausgezehrte Körper nicht mehr mit.
Die „Wieder-Inbetriebnahme“ des Konzentrationslagers: Ein Vorschlag des späteren SED-Chefs Walter Ulbricht an Stalin. Deutschlands großer Schauspieler war eines der ersten Opfer der späteren SED-Machthaber. Es folgten



Heinrich George – er starb im roten KZ Sachsenhausen erbärmlich. Aber nicht drüber sprechen – ist ja nicht „politisch korrekt". KZ – das darf immer nur „braun" gewesen sein – auch wenn es gelogen ist.

Zehntausende. In Sachsenhausen, Buchenwald und anderswo. 180.000 Deutsche wurden in roten Konzentrationslagern, die zuvor der NSDAP gedient hatten, gequält. Nur 45.000 überlebten.
Doch es „ziemt sich nicht", darüber in Deutschland zu sprechen. KZ – diese schrecklichen zwei Buchstaben werden nur dann gebraucht, wenn von 12 Jahren NS-Diktatur die Rede ist.
Berichte über rote Konzentrationslager...............das stört das linke Geschichtsbild. Und wer bei den Linken redet schon gern davon. In der „DDR" war doch alles nicht so schlimm. Wie ärgerlich, daß da ausgerechnet am 13. August 2007 wieder ein Schießbefehl in die Medien gelangte, der den erlaubten „Abschuß" von Frauen und Kindern an der einstigen Schreckensgrenze erneut bewies. Paßt so ganz und gar nicht in die Konzeption der neuen LINKEN.
Ein anderes Bild entdecke ich. Kindergesicht. 15 Jahre alt. Günther Noack (Seite 104). Vom Acker weg verhaftet. Andere waren nur 12. Drei Horror-Jahre für den Jungen bei den kommunistischen „Befreiern". KZ Jamlitz, KZ Katschendorf, KZ Buchenwald. „Nazi-Verbrecher. Werwolf." So wird er „überführt". Um zu überleben, zieht Günther einem Toten die Schuhe aus, durchsucht die Leiche nach Brot. Im Wald von Jamlitz kaut er mit seinen Leidensgefährten Rinde von den Bäumen, hört das „Klack, klack, klack" der gefrorenen, aufeinandergeworfenen Leichen, sieht im Leichenhaus angeblich Tote aufwachen. Viele Bonzen des einstigen SED-Staates sitzen wieder in Amt und Würden oder zählen die Tausender ihrer Pension. Die Opfer werden oft verhöhnt.
Auch das Foto von Vera Schulze (Seite 105) in meinem Album ruft schreckliche Erinnerungen in mir wach. Sie hat mir alles erzählt. Lesen Sie es nur, wenn sie „gut beieinander" sind. Sonst besser zum nächsten Kapitel durchblättern. Mit Vera war das so:
„Gesteh du Schwein, gesteh." Wie wild trommelt der sowjetische Unteroffizier auf die dunkelblonde Vera



Günther Noack – mit 15 als „gefährlicher Nazi“ und „Werwolf“ von den Kommunisten verhaftet, eingesperrt und gequält.



Vera Schulze durchlebte in roten Konzentrationslagern die Hölle.

Schulze ein. 23 Jahre ist das Mädchen. Ohrfeigen, harte Fußtritte mit den Stiefeln, Faustschläge. Das Gesicht ist dick verschwollen, der Körper übersät mit Blutergüssen, Platzwunden. Die junge Frau bricht unter den schweren Schlägen zusammen, krabbelt auf allen Vieren durch die Zelle, um so der Tortur zu entkommen. September 1946. Ein kommunistisches Gefängnis im Ulbricht-Staat. Der Russe rennt hinter Vera her, trampelt ihr in die Nieren. „Du Spionin. Wo Ausbildung?" Tag und Nacht die gleiche Frage, grauenvolle Verhöre. Vera Schulze: „Ich dachte, ich wäre am Ende. Dabei fing alles erst an."
Kiefernbruch. Sie kommt ins „befreite" KZ Sachsenhausen. Der Kiefernbruch eitert. Ein Morphium-süchtiger Arzt operiert. Mit dem ungereinigten Skalpell hat er zuvor den tuberkulösen Abszess bei einem anderen Häftling geöffnet. Bald bekommt die junge Frau Knochen-Tb. „Morgen ist sie nicht mehr", sagt der Arzt. Die „Sterbende" hört es, bäumt sich auf, will leben. Nach acht Jahren wird sie entlassen. Als Krüppel. Zwei Amputationen. Ein Arm weg.
Ich bin nicht dagegen, daß über die Verbrechen der NSDAP immer wieder geredet wird. Aber ich bin dagegen, daß die Verbrechen der Kommunisten verschwiegen werden. Hitler......das ist vorbei seit 1945. Aber die Schrecken des Kommunismus in Deutschland......sie sind noch taufrisch.
Wer die LINKS-Partei von Gysi, Lafontaine und Genossen wählen will, der sollte dieses nicht so schöne Kapitel gelesen haben. Auch wenn es politisch so ganz und gar nicht „korrekt" ist.

Oskar und Foto wechsle dich ....

Schade, daß die Bild-Qualität so schlecht ist. Aber die Fotos stammen nicht aus meinem Album, sondern aus dem von Oskar Lafontaine. Sie müssen erklärt – aber nicht näher kommentiert werden:
„Auf die Welt kam Oskar Lafontaine 1943 in Saarlouis........ Der Vater, Hans Lafontaine, kannte seine Kinder nur als Babys. Er fiel 1945, 29 Jahre alt. Als „Unteroffizier". So lautete einst der Text unter dem Familienfoto der Lafontaines – seinerzeit noch in einer SPD-Broschüre zum saarländischen Landtagswahlkampf 1980. Niedlich anzusehen die beiden Söhnchen. Die Mutter im Kleid mit Zierlitzen. Der Vater würdig im dunklen Anzug, hellem Hemd und Krawatte.
Fünf Jahre später. In einer Fernsehwerbung der SPD ist das Familienfoto wieder zu sehen. Nur trägt der Vater diesmal eine Wehrmachts-Uniform.
Und noch einmal Wahlkampf für Lafontaine: 1990. Die Kleidung des Vaters hat sich wieder verändert. In der Broschüre „Einer von uns" ist Papa Lafontaine erneut in Zivil. Die Wehrmachts-Schulterklappen sind weg. Der militärische Kragenspiegel verschwindet in dunkler Masse.
Heute so – morgen so. Damit es keine Mißverständnisse gibt: Es war wirklich immer das selbe Foto. Da wurde nur ein wenig nachgeholfen. Mit dem Pinsel.
Lafontaine..............Muß mehr gesagt werden?
Das kürzeste Kapitel dieses Buches. Nur wenige Zeilen. Sie sagen aber alles über diesen Mann.





Oskar Lafontaine als Baby (rechts) – für den Wahlkampf manipulierte er die Bilder des toten Vaters. Wie es grad paßt – mal als Zivilist (Foto unten) und mal als Soldat (Foto oben). Diesem Mann traue ich noch ganz andere Dinge zu.

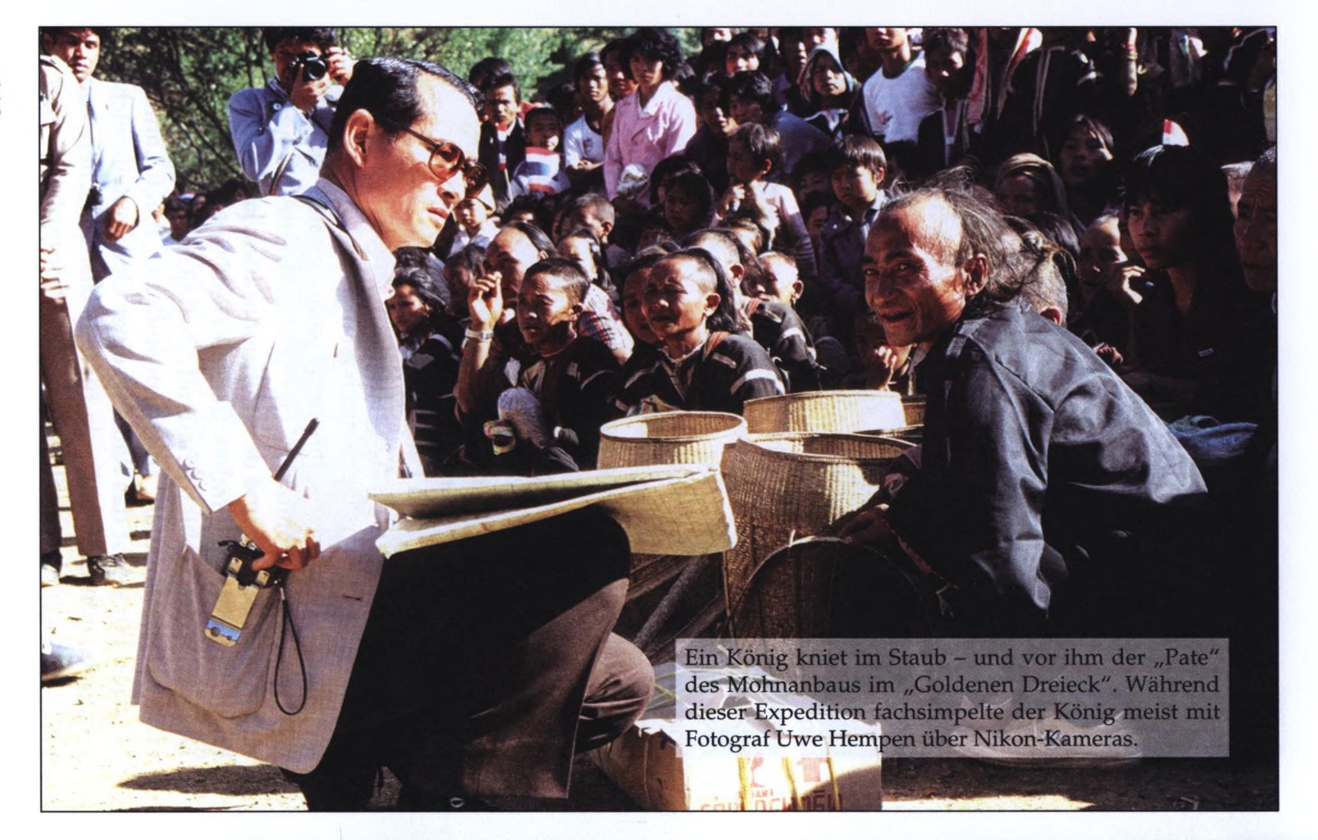
Die Deutschen wissen nicht was gut ist

Ein König kniet im Staub. Vor ihm die Sippschaft der „Black Lahu", die den König fast zärtlich „Papa" nennen. Reportage für HÖRZU in den Bergen des „Goldenen Dreieck". König Bhumibol von Thailand spricht mit Chamu. Chamu ist der „Pate" seines Dorfes. Denken Sie nicht an italienische „Paten" mit weißen Gamaschen und feinem Zwirn. Der Pate Chamu ist ein Dreckspatz. Er riecht so, wie er aussieht. Im Wasser stecken böse Geister – glaubt Chamu. Nur einmal im Jahr – zum chinesischen Neujahrsfest – da gibt's eine Katzenwäsche für ihn und seinen „Clan".

Die Vorfahren Chamus leben seit rund 300 Jahren in diesem Gebiet. Ihre einzige Einnahmequelle: Der Verkauf von Roh-Opium. Friedliche und gutmütige Menschen – aber von der kulturellen und geistigen Entwicklung fast noch im Steinzeitalter. Ihr „Ackerbau" macht dem König Sorgen. Ist ein in den unzugänglichen Bergtälern liegendes Feld abgeerntet, legen sie Feuer. „Düngen" nennen sie das. „Düngen" – auch wenn dabei ganze Wälder in den Bergen abbrennen.

Der inzwischen 80 Jahre alte König hat die Bergbewohner besonders in sein Herz geschlossen. Mit schier unendlicher Geduld versucht er ihnen „moderne Landwirtschaft" beizubringen, lädt Chamu und seinen Clan sogar in die Gärten des königlichen Palastes in die Hauptstadt ein, wo er landwirtschaftliche „Lehr-Flächen" angelegt hat, um seine Schützlinge auch praktisch zu unterrichten.

Ich war dabei, als der König mit Chamu sprach – und ich war „platt" vor Staunen. Der thailändische Monarch wußte über Chamu und dessen Familie alles. Jahr für Jahr besucht König Bhumibol den „Paten" im Goldenen Dreieck, Grenzgebiet Thailand/Burma/Laos. Opium. Hört sich schlimm an. Trotzdem sind die „Black Lahus" harmlos. Für sie ist das Rauchen einer Opiumpfeife nicht weniger „unmoralisch" wie für uns das Lutschen von Pfefferminzbonbons. Sie geben die Opiumpfeife sogar



Ein König kniet im Staub – und vor ihm der „Pate“ des Mohnanbaus im „Goldenen Dreieck“. Während dieser Expedition fachsimpelte der König meist mit Fotograf Uwe Hempen über Nikon-Kameras.



Der „Pate“ mit seiner Frau im Mohnfeld. Opium wird aus weißem Mohn gemacht, nicht aus rotem – wie in Kinofilmen immer wieder gezeigt wird.

ihren Kindern. Bei Magen- und Darmkrämpfen, die durch schlechte Ernährung verursacht werden. Auch bei Hunger oder bei Zahnschmerzen.
Die Ernte verkaufen die „Black Lahus" an die „Großen des Rauschgiftgeschäfts", an schwerst-kriminelle Banditen, die so reich sind, daß sie oft eigene Privat-Armeen unterhalten, mit denen sie sich gegenseitig bekämpfen. Die „Black Lahus" werden für das Roh-Opium mit einem Taschengeld abgespeist. Eine Jahresernte oft nicht mehr als 500 Dollar fürs ganze Jahr.
Einfach hat der König es nicht mit den Opium-Bauern. 300 Jahre haben sie Mohn angebaut, konnten davon „solala" leben. Jetzt plötzlich Umstellung auf Obst, Gemüse, Reis? Eine einzige Mißernte – schon platzt der königliche Traum von Hilfe für diese armen Menschen. War es anders beim „Alten Fritz" – als er seinen Untertanen die Kartoffel schmackhaft machen wollte?
1983 war dieser Besuch mit dem König im Goldenen Dreieck. Als der König ging, lud mich Chamu in sein Haus ein. Eine wacklige Bude aus Bambus. Auf Stelzen im Staub. Gedeckt mit Palmblättern. Im Hausinneren ein brennendes Feuer, aber kein Abzug. „Gut so", erklärt mir Chamu, „der klebrige Rauch im Haus teert das Dach von innen. Dann kommt kein Regen mehr rein."
Chamu ist ein gastfreundlicher Mann, lädt mich zum „Drink" auf der Bambus-Terrasse seines Hauses ein ....und ich werde blaß im Gesicht. Aus einem an der Wand hängenden hohlen Bambusrohr gießt er in eine chinesische Porzellantasse blubbernde, bräunlich-grüne „Matsche". Nicht ohne vorher mit seinem rabenschwarzen Daumen durch die Tasse gewischt zu haben. Eines ist klar: Trink ich aus Höflichkeit das Gesöff in mich rein, liege ich Stunden später flach. Chamu prostet mir zu, sieht einen Augenblick zur Seite. Ich nutze die Gunst des Augenblicks, kippe die „Matsche" durch Bretterritzen der Veranda nach unten, tu aber so, als würde ich schlucken.
Fast geklappt die List. Aber nur fast. Ich hab die Rechnung ohne die vietnamesische Hängebauchsau ge-

macht, die unter der Veranda Schutz vor der sengenden Sonne gesucht hatte. Platsch – bekommt sie das Gesöff auf ihren Speckbauch. Empört und wütend grunzend rast sie mit mehr als 10 quiekenden Mini-Ferkeln aus ihrem Versteck, stellt sich wütend vor der Hütte auf und beschimpft mich in vietnamesischer „Schweine-Sprache" unüberhörbar. „Eine besonders aggressive Rasse" – erklärt mir die Dolmetscherin. Der Fleck auf dem schwarzen Speck der Sau, meine leere Tasse. Chamu hat meine List durchschaut. Traurig wackelt er mit dem Kopf, sieht mich an – und fast geringschätzig meint er nur: „Die Deutschen wissen nicht, was gut ist."
P.S. Mein Hilfsverein AKTION REISKORN e.V. hat noch heute Hilfsprojekte in Thailand. Eines unserer Paradestücke dort: Ein Internat für die Kinder der Dorfbewohner. Es hört sich vielleicht schlimm an: Aber nur wenn die Kinder für einige Zeit von den Eltern fortkommen, haben sie eine Chance zu begreifen, daß Opium Menschen umbringt und man ohne das weiße Gift besser leben kann. Andere Welt. Aber so ist es.

Der Müll und die alte Dame

Sie tut mir leid – diese ältere Frau. Jeden Morgen auf dem Weg ins Büro begegne ich ihr an der schönen Alster in Hamburg. Besondere Handschuhe trägt sie an den Händen.
Kennen Sie diese durchsichtigen Plastik-Handschuhe, die in feinen Fleisch- und Wurstgeschäften von den Verkäuferinnen benutzt werden? Über die Finger gestülpt. Fein hygienisch. Scheibe für Scheibe der Wurst wird geschnitten, mit den Klarsicht-Handschuhen angefaßt, auf ebenso durchsichtiges Papier gelegt. Die „Tanten Emmas" von früher waren da deftiger beim Wurstschneiden. Messer oder Handkurbel-Maschine. Platsch. Wurst auf die Zeitung. Eingewickelt. Das war's.
Stop. Langsam werde ich alt – und die Versuchung steigt, in die Vergangenheit zu schweifen. Ich war ja bei der älteren Dame an der Alster. Also die gleichen Handschuhe wie die feinen Wurst-Verkäuferinnen. Sie trägt weite Hosen, eine dunkelgrüne Plastikjacke – und manchmal eine bräunliche Schürze, die fast bis zum Boden reicht.
Sie läuft über den Rasen an der Alster, bückt sich – und manchmal faßt sie mit den durchsichtigen Plastik-Handschuhen auch Wurst an. Fortgeworfene Wurst. Halb-gegrillt oder angeknabbert – dann „zack" – einfach fortgeworfen. Auf den Rasen. Oder auf dem Grill liegengelassen.
Sie sammelt nicht nur alte Wurst ein. Sie bückt sich nach Bierdosen, nach Pappe, nach Grillkohle, nach stabilen Grillgeräten, die dort liegen, manchmal nach kleinen Plastik-Tischen, Taschen und Tüten. Sie sammelt den Schmutz ein, den Alster-Besucher am Vorabend auf den Wiesen einfach liegen ließen. Blick auf die Alster genießen, Grillen, Trinken, mit Freunden treffen. Dann wird's Zeit zum Aufbrechen. Die Reste vom Picknick im Grünen bleiben liegen.
Wie oft habe ich mich darüber geärgert. Vor allem über zurückgelassene Lebensmittel rege ich mich auf. Ich bin



Sie ließ sich nur von hinten fotografieren – die alte Dame, die an der Alster freiwillig den Müll anderer Leute aufsammelt.

kein Anhänger der alten Kinder-Erziehung nach dem Motto „Der Teller wird bis auf den letzten Krümel leergegessen“.........aber es schmerzt mich, fortgeworfene Lebensmittel zu sehen. Ob in Asien oder in Afrika – wie oft habe ich gesehen, daß hungrige Menschen im Müll nach Essensresten wühlen – und bei mir an der Alster – da fliegen ganze Würste in den Schmutz.
Aber zurück zur Frau. Ich wollte ihr etwas Gutes tun, sagte: „Ich finde es toll, daß Sie das alles aufsammeln. Darf ich fragen, wer Sie dafür bezahlt?“ – und dachte an einen Imbißstand in der Nähe, den die „feine Hamburger Welt“ sich als Schicki-Micki-Treffpunkt auserkoren hat. Dieser „Laden“ zieht die Griller an, die den Dreck hinterlassen, die Würstchen fortwerfen.
Die ältere Dame stellte für einen Moment die Arbeit ein, sah mich lächelnd an – um mir diese Sätze zu sagen: „Nein, Sie irren. Ich mache das freiwillig. Ich bin 78 Jahre alt und habe keine Aufgabe mehr. Meine einzige Freude sind die Spaziergänge an der Alster. Ich konnte es nicht mehr ansehen, daß hier so viel Dreck liegt. Ich sammle ihn ein und stecke ihn völlig freiwillig in die Müll-Container, die dort am Straßenrand stehen“ – zeigt mit dem Finger auf die grünen Ungetüme an der Straßenecke Schwanenwik / Schöne Aussicht, lacht und sammelt weiter.
Ich bin sprachlos. Ist es nicht großartig, daß es noch solche Menschen gibt?

Der alte Kamerad – und ein Schwur in Sibirien

Ein nüchternes Bild. Wer kann mit dem Bild allein schon etwas anfangen? Ein älterer Herr an einem Erdloch. Vor ihm ein Metall-Detektor. In der Hand ein seltsam geformtes Ding. Über dieses Bild hatte ich im August 2007 einen Brief an die Freunde der Deutschen Konservativen geschrieben. Der Text hat die Empfänger bewegt und eine Briefflut ausgelöst, die einen „stillen Helden" erreichte. Hier der Originaltext des Briefes:
„Es ist Krieg. Januar 1945. Deutschland in Schutt und Asche. Täglich Bombenalarm. Fast jede Nacht im Luftschutzkeller. Wer glaubt noch an den Unsinn von der ‚Wunderwaffe' und an den ‚Endsieg'.......?
Ihr Sohn ist erst 18 oder 19 Jahre alt. Soldat der Deutschen Wehrmacht. Aus dem Baltikum kommt eine Karte. Ostfront. Kurlandkessel. ‚Hoffentlich ist der Krieg bald vorbei. Dann sehen wir uns wieder.' Mit Bleistift auf einer Feldpostkarte geschriebene Hoffnung. Ein Wunder, daß solch eine Karte überhaupt noch die Heimat erreicht.
8. Mai. Aus. Krieg vorbei. Warten auf den Sohn. Ständige Nachfragen bei der Vermißtenstelle des Roten Kreuzes. Ein Jahr, zwei Jahre. Keine Nachricht, kein Lebenszeichen. Nichts. Nur die Hoffnung ‚Er lebt, wird in russischer Gefangenschaft sein'. 10 Jahre vergehen. Konrad Adenauer befreit die letzten deutschen Kriegsgefangenen aus Rußland. 1955. Was für Bilder. Tränen der Wiedersehensfreude, Tränen der Trauer bei Müttern und Ehefrauen, die an den Bahnhöfen und in Friedland Fotos ihres Sohnes oder ihres Mannes hochhalten: ‚Wer weiß etwas von ihm?' Vergebliches Warten. Was müssen die Mütter und die Ehefrauen der Vermißten an Qualen durchlitten haben?

Nur dieses Wort: Workuta

Unter den Kriegsgefangenen im berüchtigten Workuta auch Aldis Egils Hartmanis. 20 Jahre Zwangsarbeit. Für ihn noch lange keine Heimkehr. Lette ist er. Als Lette

Soldat in der Deutschen Wehrmacht. Hitler und Himmler hatten es befohlen: ‚Letten, die in der Deutschen Wehrmacht dienen, dürfen es nur in der Waffen-SS.'
Wen die Bolschewiken nach Kriegsende von dieser Truppe nicht gleich umlegten – den schickten sie an den Polarkreis oder in die Gruben von Workuta. In den letzten Kriegstagen war der junge Hartmanis keine 19 Jahre alt. Er machte sie alle mit: Die grauenvollen Schlachten im Kurlandkessel – dort, wo die Deutschen und Letten gegen eine 20fache Übermacht der Roten Armee standhielten und tatsächlich unbesiegt blieben. Am 8. Mai der Befehl: Waffen niederlegen.

Wem gilt die Kugel?

Die langen Gefangenen-Transporte rollten in die Kälte. Hunderte von Kameraden sah der junge Hartmanis sterben. Oft direkt neben sich. Da war keine Zeit zum Singen des ‚Alten Kameraden': Eine Kugel kommt geflogen. Gilt sie dir oder gilt sie mir? Die Soldaten-Leichen werden in Gefechtspausen nur notdürftig verscharrt. Oft am Wegesrand. Die Bilder gehen dem Jungen auch in Workuta nicht aus dem Kopf.
Einem sterbenden deutschen Mitgefangenen verspricht er: ‚Wenn ich freikomme, sorge ich dafür, daß unsere gefallenen Kameraden zumindest ein würdiges Grab bekommen und die Angehörigen informiert werden.' Das gegebene Versprechen ist für ihn mehr. Es ist ein Eid.
Er gefährdet sich selbst, als er nach 20jähriger Fronarbeit in der Heimat heimlich auskundschaftet, wo tote Soldaten der Deutschen Wehrmacht verscharrt liegen. Die Sowjets haben es strengstens verboten. Aldis Hartmanis hat keine Angst, macht fast täglich heimliche Aufzeichnungen, spricht mit Hunderten von deutsch-freundlichen lettischen Landsleuten, die ihm immer wieder Hinweise auf mögliche Grabstellen geben.

Er fand 564 deutsche Soldatengräber

Dann Zusammenbruch des Kommunismus. Er gibt seine Informationen der Deutschen Kriegsgräberfürsorge. Aber die Arbeit dort allein ist ihm zu wenig. Er sucht auf eigene



Ein alter Mann mit Spaten. Das Foto sagt wenig. Aber die Geschichte zum Foto – die hat es in sich.

Faust nach den deutschen Toten des Krieges. Inzwischen alt geworden, 120 Euro Rente – umgerechnet im Monat. Geld gibt ihm für seine Arbeit niemand. Er spricht auch kaum darüber. 564 deutsche Soldatengräber findet er im Laufe von nur 10 Jahren.
Eines Tages erfuhr ich von ihm. Die Deutschen Konservativen halfen ihm danach ein ganzes Jahr. 3000 Euro brauchte er, eine Videokamera, um seine Arbeit zu dokumentieren, und ein wenig Spritgeld für sein klappriges Auto, mit dem er von einer Grabstelle zur anderen fahren kann.

Die Sensation nach 63 Jahren: 70 tote Soldaten gefunden

Ich schäme mich fast ein wenig es zu sagen: Aber vor einem Jahr dachte ich: ‚Was soll das? Jetzt sind doch keine Gräber mehr zu finden.' Vor einigen Tagen dann die Sensation. Aldis Hartmanis, dieser alt gewordene Mann aus Lettland, der in Deutschland verliebt ist und seinen Eid halten will, so lange er noch ‚schnaufen' kann – dieser unglaubliche Mann – hat noch einmal 70 deutsche Soldatengräber an einem Wegesrand in Lettland gefunden. Keine 30 Kilometer Luftlinie von unserer dort errichteten Soldaten-Versöhnungs-Kapelle im einstigen Kurlandkessel.
Alle Soldaten mit sehr gut erhaltenen Erkennungsmarken. Einige sogar mit Ehering am Finger. 63 Jahre nach Ende des Krieges werden jetzt 70 deutsche Familien erfahren, was aus dem vermißten Sohn, Ehemann oder Bruder geworden ist. Nur wenige Mütter, die gewartet haben, werden noch leben. Einige Ehefrauen, die unverheiratet geblieben sind.........die gibt es noch. Das ist mir bereits bekannt.
Ohne die Hilfe unseres Verbandes hätte der alte Hartmanis überhaupt nicht arbeiten und suchen können. Vor einigen Tagen habe ich ihn in seiner kleinen Wohnung im einstigen Mitau (heute hat die lettische Kreisstadt den Namen Jelgava) besucht. Gemeinsam mit meiner Schwester Rita, die selber 10 Jahre Sibirien überlebt hat. Sie ist heute im Vorstand des Verbandes der lettischen Sibirien-Deportierten.

Lieber Kamerad – hilf mir
Aldis Hartmanis hat mich leise und fast verschämt gebeten: ‚Lieber Kamerad Siegerist' – er gebrauchte die Anrede Kamerad – ‚bitte, helfen Sie weiter. Ich mache es nicht für mich, sondern für die gefallenen deutschen Soldaten.'
Ich habe nicht lange nachgedacht – hab ‚Ja' gesagt. ‚Ja, Aldis – wir helfen.' 3000 Euro pro Jahr braucht der alte Herr für seine Arbeit. Er ist sicher, daß er weitere Gräber mit deutschen Soldaten entdecken wird – und auch ich zweifle jetzt nicht mehr daran. 3000 Euro pro Jahr. Es wäre schön, wenn jeder von uns ein wenig dazu beitragen würde. Mit einer Einmal-Spende oder mit der beigefügten Einzugsermächtigung. Viele Jahre werden dem alten Herrn nicht mehr bleiben. Wir sollten ihm helfen, daß er die verbleibende Zeit weiter nutzt, um seinen in Sibirien abgelegten Schwur halten zu können. Danke, daß Sie mir ‚zugehört' haben.
Viele liebe Grüße Ihr Joachim Siegerist

P.S. Über Postkarten und Briefe aus Deutschland würde sich Herr Hartmanis freuen. Hier seine Adresse: Aldis Egils Hartmanis, Raina iela 3-23, Jelgava, LV-3001, Lettland."
Fast 1000 Postkarten und Briefe bekam Aldis Egils Hartmanis aus Deutschland. Ich muß es so sagen: Die Deutschen Konservativen e.V. sind ganz einfach ein „toller Klub". Den gibt es nur einmal in Deutschland.

Ich liebe Mecki – und hasse Spider-Man

Wenn ich Sie jetzt frage, ob Sie Mecki kennen, den Igel aus der HÖRZU – ich bin sicher – Sie sagen „Ja" und bekommen strahlende Augen, erinnern sich gern an den kleinen Stachelkopf von STEIFF, der in den „Fünfzigern" millionenfach deutsche Wohnzimmer-Schränke schmückte.
Mochten Sie Mecki? Auch da bin ich sicher. Sie antworten mit „Ja".
Aber kennen Sie auch „Spider-Man" oder die Familie SIMPSON – so gelbe „Bums-Köppe", Strichfiguren aus dem Fernsehen – und vor allem: Mögen Sie die? Ich vermute zweierlei: Nicht sehr viele von denen, die aus meinem Holz geschnitzt sind, kennen und mögen die Familie SIMPSON oder Spider-Man. Ich kenne Spider-Man und SIMPSON, weil ich sie als Journalist nun mal eben kennen muß – aber leiden – nein, kann ich diese Figuren nicht. Häßlich, geschmacklos und langweilig finde ich die meisten modernen Comic-Figuren. Ich bin eben ein „altmodischer" Mensch – und mache daraus auch kein Geheimnis.
Imon liebt Spider-Man. Imon ist ein kleiner Verehrer von mir. 5 Jahre alt. Junge aus Afghanistan, der in Hamburg lebt. Auf dem Weg zum Kindergarten, der an unserem Büro vorbeiführt, besucht mich der kleine Bengel fast jeden Morgen, ist traurig, wenn ich nicht da bin.
Imon ist verrückt nach Spider-Man. Er hat Hemdchen, auf denen Spider-Man abgebildet ist, Hosen mit Spider-Man, ein Jäckchen mit Spider-Man, eine Mütze mit Spider-Man. Sogar einen Regenschirm mit Spider-Man hat Imon.
Spider-Man. Was soll ich dazu sagen – außer, daß er häßlich ist? Ursprünglich war Spider-Man ein langweiliger Wissenschaftler mit dicker Hornbrille. Viele machten sich über ihn lustig. Auf einer wissenschaftlichen Ausstellung wurde er von einer radioaktiv verseuchten Spinne gebissen, entwickelte dadurch Superkräfte, kann an Wänden emporkrabbeln, Netze spinnen, an denen er sich durch die Straßenschluchten Manhattans schwingt und darin sogar Verbrecher einwickelt.



Mein Freund Imon liebt Spider-Man und „Schwammkopf“. Mich ärgert, daß im Kindergarten und in der Schule schon regelrechter Marken-Terror bei Bekleidung getrieben wird – ich bin für einheitliche Schulkleidung.

Mir gefiel als Kind Pipi Langstrumpf besser. Imon und seine Freunde im Kindergarten lieben aber Spider-Man. Und dann sagte ich Imon: „Imon, Du bist mein Freund – aber Spider-Man, den finde ich gräßlich und häßlich." Imon machte ein trauriges Gesicht, konnte mich nicht verstehen. Zwei Tage bekam ich keinen Imon-Besuch mehr. Aber dann stand der kleine Afghanen-Stepke wieder vor meiner Bürotür, hatte meine Anti-Spider-Man-Angriffe vergessen – und Imons Mama klärte mich auf: „Wissen Sie" – sagt die Mama – „das ist wie Terror im Kindergarten. Wenn ein Kind Spider-Man toll findet, dann müssen es auch die anderen."
Ich bin gegen das von den Linken immer wieder benutzte Wort „Konsum-Terror". Wer sich als Erwachsener in diesen Konsum-Terror begibt, der ist ganz einfach dämlich. Bei Kindern ist es anders. Im Kindergarten oder in der Schule muß es die bekannte Marke sein. Puma oder Nike bei Turnschuhen, der und der Name bei Bekleidung. Bei Imon ist es Spider-Man. Kinder, deren Eltern beim Kauf nicht mitziehen können, werden oft ausgelacht, wenn sie keine „Marken" tragen oder eben keinen Spider-Man. Da kommen sogar Sätze wie: „Deine Eltern lieben Dich bestimmt nicht. Sonst würdest Du auch Spider-Man oder Nike haben."
Vor einigen Tagen lud ich Imon und seine Mama ein: „Komm, wir kaufen für Imon ein Paar schöne Schuhe." Natürlich wollte ich dem kleinen Kerl solide Lederschuhe kaufen. Am liebsten die von SALAMANDER. Aber Imon mag keine Schuhe von SALAMANDER. Imon wollte Nike. Nur Nike. Und die auch noch aus Plastik. Plastikschuhe an kleinen Kinderfüßchen. Muß ich das näher kommentieren?
Wenn Imon bald in die Schule kommt, dann wird der Konsum-Terror noch härter. Der Schulranzen muß von der und der Firma sein, das Hemd, die Hose, die Schuhe, die Jacke, ja selbst der Tuschkasten. Mir tun die Eltern leid, die das kaufen sollen, aber gar nicht das Geld dafür haben – und mir tun die Kinder leid, die in der Schule



Es ist mir völlig „schnuppe", wenn ich für „altmodisch" gehalten werde, wenn ich meinen HÖRZU-Mecki von Steiff für schöner halte als die modernen Kinderfiguren.

gehänselt werden, weil sie eben nicht die Marke tragen. Wissen Sie, wofür ich bin? Ich bin dafür, daß alle Kinder in den Kindergärten und in unseren Schulen einheitliche Kindergarten- oder Schulkleidung tragen. Ich kenne das aus England, aus Frankreich, aus Thailand und den USA. Sieht schick aus, stärkt das Zusammengehörigkeitsgefühl und verhindert echten „Konsum-Terror".
Die Linken sollen mich wegen dieser Schulkleidung ruhig beschimpfen als einen, der Kinder wieder uniformieren will. Stört mich nicht. Ich finde Kindergarten- und Schulkleidung sehr schön. Spider-Man und die SIMPSONS – die finde ich nun einmal blöd. Warum sollte ich meine Meinung ändern?

Prinzessin heißt nur „Prinzessin“

Prinzessin ist fünf. Prinzessin gehört auch zu meinem „Verehrer-Kreis“ der Kindergarten-Kinder, die immer neugierig die Nase ins meist geöffnete Büro stecken, darauf warten, daß ich eine kleine Phantasie-Geschichte erzähle, Schokolade rausrücke, ein kleines Geschenk habe – oder ganz einfach nur sage: „Prinzessin – wie toll siehst du heute wieder aus. Du bist die schönste Prinzessin der Welt.“

Prinzessin ist eine kleine Madam und mit ihren fünf Jahren schon ziemlich eitel. Ein typisches kleines Mädchen – geboren im Irak, geflüchtet in der Zeit von Saddam Hussein nach Deutschland. Prinzessin zieht sich jeden Morgen selber an – verrät mir Mama. Dabei dreht und wendet sie sich vor dem Spiegel wie ein kleines Foto-Modell.

Die tollsten Tage im Kindergarten sind die Tage, an denen die Kinder sich verkleiden dürfen. Für Prinzessin ist das ein Festtag. Natürlich geht Prinzessin nur als verkleidete Prinzessin. Dann rückt Mama sogar ein wenig von ihrem roten Nagellack raus – und ein Hauch von Lippenstift darf nicht fehlen. Zack – noch ein Tupferchen rosa Puder auf die Stups-Nase von Prinzessin. Und dann durch die Beethovenstraße würdevoll in den Kindergarten. Sehen Sie sich nur das Foto (Seite 128) an. Aufgenommen in unserem Bürogarten in der Hamburger Beethovenstraße. Am liebsten würde Prinzessin so jeden Tag in den Kindergarten spazieren.

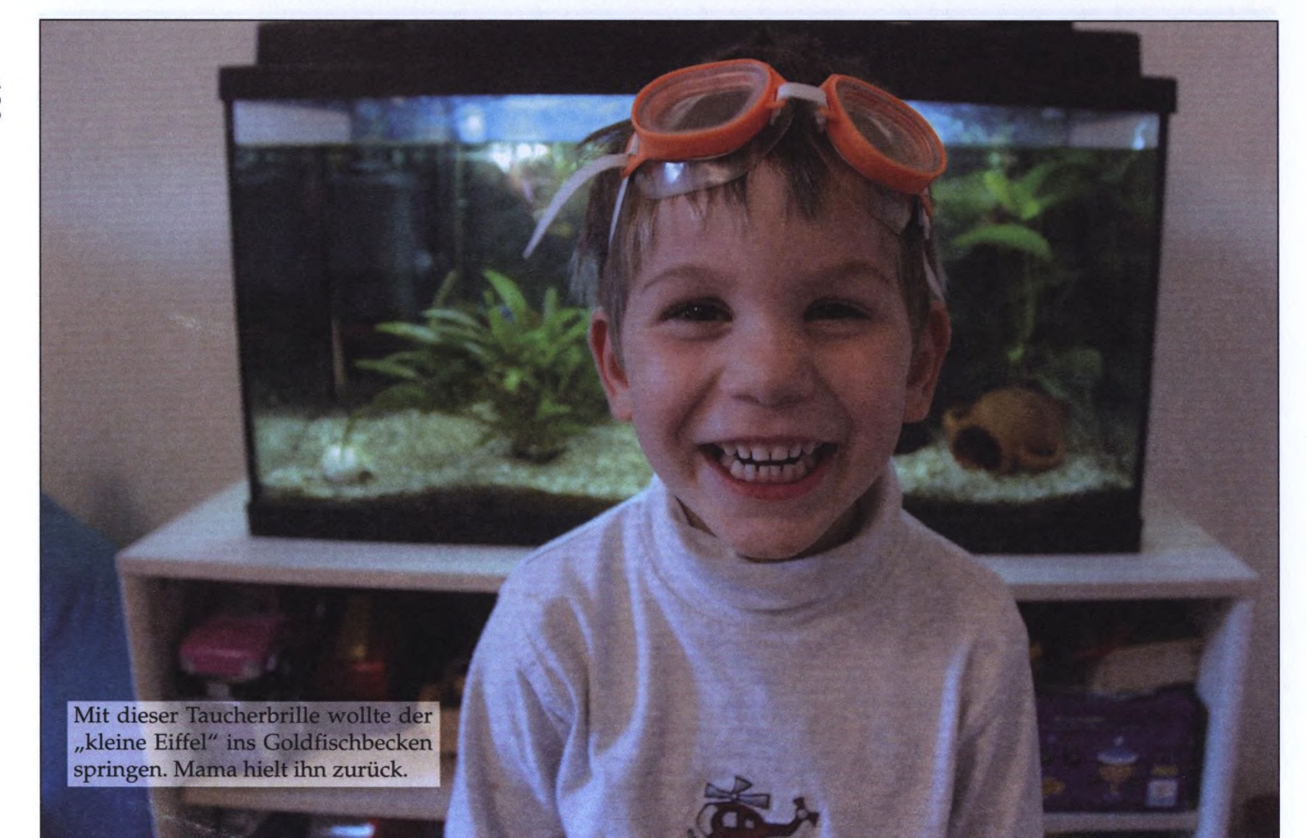
Ich glaube, wenn Prinzessin erfährt, daß ich für einheitliche Schul- und Kindergartenkleidung bin – dann verliere ich Prinzessin als meine beste kleine Freundin. Kleine, eitle Fräuleins. So sind sie eben – die „Weiber“.



Prinzessin heißt ganz einfach nur Prinzessin. Und die Krone auf ihrem Kopf, die ist echt – rede ich der kleinen Madam jedenfalls ein. Und sie glaubt es nur allzu gern.

Der kleine Eiffel will ins Goldfischbecken

Zu meinen Kindergarten-Freunden gehört er nicht – der kleine Mini-Franzose, der bei mir „der kleine Eiffel" heißt. Der kleine Eiffel wohnt bei mir im Haus. Klar – daß wir Freunde sind. Ich habe Probleme mit Menschen, die keine Kinder und keine Tiere mögen. Ich bin auf Tiere und Kinder verrückt. Das ist „normal" heißt es – „bei Erwachsenen, die sich selber immer noch einen Funken ihrer Kindheit bewahrt haben". Wie auch immer. Der kleine Eiffel ist einer meiner Favoriten – und ich wohl einer der seinen. „Mein Freund" – brüllt der kleine 3-Jahres-Stöpsel, wenn er mich entdeckt. Dann reißt er sich los von Mama und springt an mir hoch. Drei Geschwister hat der kleine Eiffel noch. Er ist am frechsten und witzigsten. Darum gefällt er mir natürlich am besten.
Am 6. Dezember spiele ich für den kleinen Eiffel immer den Nikolaus. „Familie Eiffel" wohnt ja nur eine Etage unter mir. Ich verkleide mich dann ganz toll. So richtig mit weißem Rauschebart, rotem Mantel, Rute und Rucksack voller Geschenke. Die größeren Geschwister ahnen wohl, wer hinter dem Nikolaus steckt, der „kleine Eiffel" wird immer ganz lammfromm und blickt ehrfurchtsvoll auf den Nikolaus – wenn es am 6. Dezember an der Tür ballert.
Wenn ich kein Nikolaus bin – dann ist es Aus mit Ehrfurcht. Am Nachmittag sitze ich bei mir in der Wohnung immer im Schreibzimmer, lese und beantworte Briefe, schreibe Artikel oder bereite Buchtexte vor. Und dann dieses patschende Geräusch an meiner Wohnungstür. Das ist der kleine Eiffel. An die Klingel kommt er noch nicht ran. Klingel zu hoch. Eiffel zu klein.
Eiffel schleicht sich heimlich aus der Wohnung, erklimmt mit seinen kurzen Beinchen die eine Etage zu meiner Wohnung und dann „patsch, patsch" an meiner Tür.
Also, das war so: Der kleine Eiffel hatte von seiner Mama, übrigens eine Ur-Enkelin des richtigen Eiffels, dessen



Mit dieser Taucherbrille wollte der „kleine Eiffel“ ins Goldfischbecken springen. Mama hielt ihn zurück.

berühmter Turm in Paris 1889 eröffnet wurde, eine Taucherbrille geschenkt bekommen.
Die hielt er stolz in der Hand, präsentierte sie mir, flüsterte verschwörerisch „Komm mit, komm mit", deutete mit seiner Hand nach unten auf die Wohnungstür der Eiffel-Eltern. Er wollte sich mit mir heimlich an Mama Eiffel vorbeischleichen. Das war mir peinlich. Deswegen räusperte ich ein wenig zu laut. Jedenfalls so, daß Mama Eiffel mich hören mußte und mir heimlich hinter einem Türspalt zublinzelte. Sie kennt ihren Sprößling nur allzu genau.
Ins Kinderzimmer zerrte mich der kleine Eiffel. Ein Goldfischbecken steht da. Und der kleine Eiffel stülpte seine Taucherbrille über den Kopf, rückte einen Stuhl ans Goldfischbecken. Aber da protestierte Mama. Denn der kleine Eiffel wollte seinen kleinen Wuschelkopf mit Taucherbrille ins Goldfischbecken stecken – um mir zu demonstrieren, wie toll die Unterwassersicht mit einer Taucherbrille ist. Mein kleiner Franzosen-Freund. Würde die französische Eiffel-Familie eines Tages wieder zurück nach Frankreich gehen, wäre ich traurig. Kinder sind das Schönste, was die Welt hat. Es ist großartig, daß ich den Kinderhilfs-Verein AKTION REISKORN habe. Durch ihn habe ich viele „eigene" Kinder in der ganzen Welt.

Ich fahre jeden Tag nach „Amerika"

Ein wenig kämpfe ich immer dagegen an – sage es nur ungern, daß dieses oder jenes Kind „mein Favorit" ist. Aber ich bin wie ich bin, kann nicht anders. Der kleine Kevin ist nun einmal der Favorit unter den vielen Kindergarten-Kindern, die mich im Büro besuchen.
Mit Kevin fahre ich jeden Tag nach Amerika. Und die Fahrt nach Amerika im Auto – die dauert mindestens eine Stunde. Das sieht so aus:
Kevin hat Rasterlocken, die so hart sind wie ein Topfkratzer. Denn Kevin kommt aus Ghana und ist schwarz-braun wie Schokolade. Der Knirps ist 3 Jahre alt, spricht deutsch, englisch, französisch und den Stammes-Dialekt seiner ghanesischen Heimat. Er ist eine Mischung aus Dynamit, Paprika, Vulkan und Wirbelwind. Wie ein Wirbelwind saust er jeden Morgen – kurz nach 9 Uhr – ins Büro. Und wehe Mama hat keine Zeit, will mit ihm schnell vorbeigehen. Dann brüllt Kevin aus voller Kehle über die Beethovenstraße „Hilfe, Hilfe"...............und Mama muß stoppen. Und wenn Kevin dann an meinen Schreibtisch saust, dann spielt sich tagtäglich die gleiche Szene ab. Er bekommt von mir einen Klapps – und schreit empört „Aua. Laß mich in Ruhe", rast zur Fensterbank, schnappt sich da die für ihn aufbewahrte Fliegenklatsche, zieht mir dabei einige Streiche „übers Fell" – und dann muß ich schreien „Aua. Laß mich in Ruhe". Wenn der Wirbelwind von einem Platz zum anderen getobt ist, Streicheleinheiten und Schokolade einkassiert hat, wird er ganz ruhig, sieht mich an wie ein schwarzes Lämmchen zu Ostern und fragt mit einer Stimme, die ein „Nein" absolut unmöglich macht: „Fährst Du mich heute zum Kindergarten? Hast Du Zeit?"
Für Kevin habe ich immer Zeit. Und dann setzt sich der kleine Mann mit seiner Mama zu mir ins Auto. Mama nimmt die „kleine Portion" auf den Schoß, bindet den Sicherheitsgurt um sich und um Kevin – und bevor ich starte, die übliche Frage: „In den Kindergarten zur



Mein Freund Kevin – mit ihm fahre ich jeden Tag bis nach „Amerika“ – und er jubelt.

Bachstraße oder nach Amerika?" Der Kindergarten ist keine 800 Meter vom Büro entfernt. Natürlich kräht Kevin „Nach Amerika" – und ab geht die Fahrt. Die Bachstraße verpasse ich fast immer, schimpfe dann im Auto vor mich hin: „Verflixt noch mal. Schon wieder nicht aufgepaßt. Jetzt müssen wir wirklich bis Amerika fahren. Das dauert mindestens eine Stunde mit dem Auto".............und Kevin strahlt. Dann drehen wir eine Runde um den Häuserblock, stoppen nach fünf Minuten am Haupteingang des Kindergartens – und Kevin steigt stolz aus seiner „Staats-Karosse" – und ist sicher: Wenn ich jetzt noch hupe und er mir zuwinkt........dann ist er der bewunderte Held des Kindergartens.

Übrigens: Die Linken behaupten „Siegerist ist ein Rassist".

Loana pinkelt in die Hose und Kevin geht zur Schule

Loana pinkelt in die Hose. Loana ist 8. Aber sie pinkelt noch in die Hose. Behauptet Kevin. Kevin ist 3. Genauer gesagt: 3 Jahre und 2 Monate. Und Kevin pinkelt nicht mehr in die Hose. Auch das behauptet Kevin. Loana und Kevin – beide kommen aus Ghana. Loana ist die schwarze Pipi Langstrumpf. Na klar – Sommersprossen sind in ihrem pechschwarzen Gesichtchen nicht zu sehen. So wie bei der weißen, rothaarigen Rotz-Göre Pipi Langstrumpf von Astrid Lindgren. Aber Zöpfe wie Pipi Langstrumpf – die hat Loana auch. Zwei feste, steif vom Kopf abstehende Zöpfe. Dazu bunte Zopfspangen. Eine blau und eine rosa. Schmetterlinge. Bunte Schmetterlinge an Loanas schwarzen, steif abstehenden Zöpfchen, die Mama ihr picobello akkurat gebunden hat. Loana geht in die Schule, Kevin geht in den Kindergarten. Kevin ist mein Freund. Im vorangegangenen Kapitel dieses Buches habe ich ja schon über ihn geschrieben.
Kevin ärgert sich, daß Loana schon in die Schule geht und er noch in den Kindergarten. Deswegen behauptet Kevin frisch heraus: „Kevin geht auch zur Schule und ist fünf. Das stimmt nicht. Ich hab ja gesagt, daß Kevin erst 3 Jahre und 2 Monate alt ist. Wie soll er da in die Schule gehen? Egal. Kevin will ein großer Mann sein, hat deswegen seinen Kindergarten ganz einfach zur „Schule" erklärt. Dann kommt die „blöde Loana" daher und behauptet: „Du spinnst. Du gehst doch nur in den Kindergarten. Das „nur", das betont sie auch noch. Eigentlich sind Loana und Kevin dicke Freunde. Aber seit dem „nur" und dem Kindergarten ist es aus mit der Freundschaft.
Kevin hat sich bei Loana gerächt. Ganz leise, so daß es sonst kein anderer hört, hat er mir ins Ohr geflüstert: „Loana – die pinkelt noch in die Hose. Loana ist ein Baby." Kevin hat das aber nicht nur mir ins Ohr geflüstert. Sondern auch anderen Kindern im Kindergarten. Die



Kevins Rache an Loana: Sie pinkelt in die Hose – stimmt aber nicht.

haben Loana dann ausgelacht. Und Loana wußte gleich: Das kann nur von Kevin kommen.
Loana hätte Kevin verprügeln können. Hat sie aber nicht. Sie war schlauer. Loana behauptet jetzt überall: „Kevin geht in die Vorschule." Das ist ja schon so ähnlich wie Schule. Nicht ganz. Aber immerhin. Zumindest kein Kindergarten. Loana spinnt. Jeder weiß, daß Kevin in den Kindergarten geht, nicht in die Vorschule. Egal. Loana ist jetzt die Verbündete von Kevin. Und wenn Loana sagt, daß Kevin in die Vorschule geht, dann wagen andere Kinder nicht daran zu zweifeln. Loana hat nicht nur Pipi-Langstrumpf-Zöpfe. Sie ist auch stark. Nicht so stark wie Pipi Langstrumpf, das stärkste Mädchen der Welt. Aber fünf- oder sechsjährige Jungs – die würde Loana schon aufs Kreuz legen.
Seitdem sich Loana mit Kevin verbrüdert hat, behauptet Kevin, daß Loana nicht ins Bett pinkelt. Und mir hat der kleine, schwarze Steppke offen und so laut, daß Mama es hören mußte, entgegentrompetet: „Kevin nicht gesagt, daß Loana in Hose pinkelt. Loana ist Kevins Freundin." Als dann bei uns im Büro Murat laut zu lachen anfing – da wurde Kevin richtig böse, zeigte mit seinem kleinen Finger auf Murat, der 32 Jahre alt ist und selber Papa eines kleinen Jungen: „Aber du – du pinkelst in Hose." Mit Kevin sollte sich eben keiner anlegen.

Menschenfresser im Koffer

Die „Frau für die Sicherheit" am Hamburger Flughafen war geschockt. Auf dem Durchleuchtungs-Gerät fürs Gepäck glotzte sie mit starren Augen und gefletschten Zähnen aus meinem Koffer ein Menschenfresser an. Und was für einer.
Ein Tiger. Ein echter Tiger. Zwar nur als präpariertes Fell mit präpariertem Kopf. Aber ein Tiger. Um es genau zu sagen: Ein Menschenfresser-Tiger.
Nun lamentieren Sie nicht gleich los und halten mich für einen Wüstling, dem Arten- und Naturschutz „schnuppe" sind. So einfach ist das nicht. Diesen präparierten Tiger habe ich vor vier Jahren geschenkt bekommen. Von Elisabeth Wundling, einer großartigen Dame aus Nürnberg, die in den Fünfziger Jahren mit ihrem Mann, einem MAN-Ingenieur, eine lange Zeit des Lebens in Indien verbrachte. Damals gab es in Indien noch viele Tiger. Da war man froh, wenn einige abgeschossen wurden. Auf der Abschußliste standen vor allem die sogenannten Menschenfresser-Tiger. „Man-eater" nannten die Inder sie – in sprachlicher Anlehnung an die einstigen britischen Kolonialherren.
Frau Wundling machte den Fehler, daß sie mir eines Tages diesen „Menschenfresser" zeigte. Eingenäht war er – eingenäht in weißes Leinen. Auf dem Fußboden oder an der Wand? Nein – das wollte sie nicht. Hatte Angst, in einen Topf geworfen zu werden mit denen, die Elefanten sinnlos abknallen, um sich aus den Füßen Stühle für die Hausbar zu basteln
Hier war es anders. In der Nähe vom indischen Bangalore, wo die Wundlings damals wohnten, hatte ein einziger Tiger schon 12 Menschen überfallen und gefressen. Darunter auch 4 Kinder. Irgendwann dann erlegte ein Treib-Kommando den Menschenfresser-Tiger. Die Inder wollten ihn aus Rache verbrennen. Frau Wundling überzeugte sie: Laßt uns zumindest das Fell und den Kopf präparieren." Die Kosten zahlte sie. Dann kam der indische

Tiger in ihr indisches Wohnzimmer, fletschte dort an einer Wand die Zähne. Aber nur für wenige Tage.
„Es kann ja sein, daß wir Besuch von jemandem bekommen, deren Verwandte ausgerechnet von diesem Tiger gefressen worden sind“...............fiel es dem deutschen Ehepaar ein. Der Tiger verschwand. Dann wieder Umzug nach Deutschland. Der Tiger kam mit. In die Nürnberger Rankestraße. Bei der Suche nach einem Foto im Wohnzimmerschrank zog Frau Wundling plötzlich einen halben, abgebrochenen Tigerzahn aus der Schublade, zeigte ihn mir. „Der Rest liegt im Schlafzimmer-Schrank. Eingewickelt und eingenäht in weißes Leinen“.......... erfuhr ich – und meine Neugierde war geweckt. Ich finde Tiger wunderschön – und gestehe: Ein echtes Tigerfell – darauf war ich neugierig. Ich wollte es sehen.
Und so wurde der indische „Man-eater“ ausgewickelt. „Mann, ist der schön“.........entfuhr es mir spontan. „Endlich“.......hörte ich Elisabeth Wundling erleichtert sagen. „Nehmen Sie ihn mit. Nehmen Sie ihn um Gottes Willen mit“........wiederholte sie. „Endlich einer, dem er gefällt“...........und der Tiger landete im Kofferraum meines in der Rankestraße parkenden Autos.
Irgendwann lag der Tiger bei mir auf einem gut sichtbaren Platz in der Hamburger Wohnung. Ich fand ihn schön – außer mir keiner. „Das arme Tier – und dann noch auf dem Fußboden“.........die Blicke waren eigentlich immer nur entsetzt, statt begeistert.
Es half mir auch nicht, daß ich wieder und wieder beteuerte: „Der Tiger mußte geschossen werden, weil er bereits 12 Menschen verspeist hatte. Das Biest war ein Menschenfresser.“ Ein Blick auf meinen am Boden liegenden Tiger genügte, das Urteil stand fest: „Siegerist ist ein Rohling. Vielleicht sogar ein Tierquäler?“
Schon nach zwei Monaten hatte ich die Nase voll, beschloß: „Der Tiger kommt mit mir nach Lettland. Da denken die Menschen unkomplizierter“........und ich packte ihn in meinen großen Reisekoffer. Zum Glück hatte ich mir vorher auf amtlichen Schriftstücken das Alter, die



Ein echter Menschenfresser – und jetzt liegt er bei mir im Wohnzimmer, der indische Tiger ……. aber in Lettland.

Herkunft und die verbürgte Geschichte mit dem „Menschenfresser" bestätigen lassen.
Trotzdem war die „Frau für Sicherheit" geschockt, als das Biest sie aus meinem Koffer und über den Bildschirm anglotzte............und wenige Minuten später war der Zoll da. Dem zeigte ich die Schriftstücke – und die Sache war „geritzt". Im alten lettischen Familienbesitz fand der Tiger einen großartigen Platz. Auf dem hölzernen Fußboden in der oberen Etage des alten Landhauses. In Lettland löst mein „Menschenfresser-Tiger" Begeisterung aus. Die Letten sind – einer der Gründe, weswegen ich sie so gern habe – „politisch unkorrekter". Da werden noch heute Bären geschossen und manchmal auch Wölfe – was normal ist. Zu viele Bären oder zu viele Wölfe bedrohen andere Tiere und auch Menschen. Die Nähe der Letten zur Natur ist größer als die der Deutschen, die schon in einen nationalen Rausch verfallen, wenn ein Braunbär durch die deutschen Alpen tappt.
Nur einer – der macht mir Probleme mit dem Tiger. Das ist mein Kater Garfield. Eine Straßenkatze, die mir halbverhungert vors Haus gesetzt wurde, sich sofort wohlfühlte und heute ein stattlicher und prächtiger Kater geworden ist.
Garfield war – bis der Tiger kam – die größte und schönste Katze im Haus.....von den vier anderen, die dort wohnen. Dann kam der indische Tiger. Als Garfield ihn das erste Mal sah, sträubten sich alle Nackenhaare, kurzes Fauchen – und weg war er. Hatte wohl Angst, von seinem indischen Verwandten gefressen zu werden, weil der allzu sehr die prächtigen Zähne fletschte........auch wenn ein Stück von einem der Reißzähne fehlte. Der bereits erwähnte Zahn aus der Schublade der Wundlings.
Frau Wundling, die alte Tiger-Besitzerin, die längst in einer anderen Welt ist – die wird sicherlich von oben auf ihren jetzt lettisch gewordenen Tiger blicken und schmunzeln. Indien, Deutschland, Lettland. Was dieser Menschenfresser schon alles gesehen hat........

Kopfkissen und Bratpfanne

Kofferpacken – ein Thema für sich. Fangen wir mit meiner Buchhalterin an. Roswitha Lendner. Seit mehr als 25 Jahren arbeiten wir zusammen – Rosa und ich. Rosa ist nicht nur eine perfekte Buchhalterin – es kocht auch kaum eine Frau besser als sie. Rosa ist „Ungarn"-verrückt, verbringt ihren Urlaub in keinem Land lieber als in Ungarn. Per Auto geht's nach Budapest und von da in die Puszta. Im Reisegepäck hat Rosa immer eine gußeiserne Bratpfanne. Ihr Mann protestiert zwar Jahr für Jahr, wenn's ans Kofferpacken geht – aber Rosa bleibt stur: „Die Bratpfanne kommt mit." Wer das sieht, der tippt sich an die Stirn. Ich nicht. Keiner versteht Rosa besser als ich. Meine Kofferpackerei ist ja nicht besser. Rosa brät ihre unübertroffenen Steaks seit mehr als 20 Jahren in ein und derselben gußeisernen Bratpfanne. Ich schreibe seit 22 Jahren auf ein und derselben Schreibmaschine. Egal wohin mich der Weg führt – die Maschine kommt mit. Ich kann und will auf keiner anderen schreiben. Kratzt mich nicht, wenn ich deswegen ausgelacht werde. Ich bin und bleibe altmodisch, habe keine Lust, mich auf einen kleineren Schreib-Computer umzugewöhnen. Wird die Kritik zu laut, mache ich es kurz, sage nur: „Komm, wir sehen mal, wer von uns beiden schneller und fehlerfreier schreibt. Du auf Deinem Computer. Ich auf einer Maschine." Es ist nicht einfach, mich da zu schlagen.
Auch mein Kopfkissen gehört bei jeder Reise in den Koffer. Nicht eines von diesen modernen „garantiert allergie-freien Kopfkissen". Nein – für mich kommt nur ein Kopfkissen in Betracht: Mein muffiges, gutes altes Kopfkissen. Gefüllt mit weichen, kuscheligen Daunen, die einmal pro Jahr gewaschen werden, damit es nicht allzu sehr „mufft". Dieses 25 Jahre alte Kopfkissen hat seine Geschichte und seine Begründung. Als aktiver Journalist im SPRINGER VERLAG und „fliegender Wahlkampfhelfer der CDU/CSU" mußte ich heute in diesem und



Buchhalterin Rosa Lendner mit mir. Sie ist verrückt auf ihre Bratpfanne, ich auf mein Kopfkissen. Sollen andere lachen. Stört uns nicht.

morgen in jenem Hotel schlafen. Da ein hartes, dort ein weiches, hier ein großes, da ein kleines Kopfkissen.
Das gibt Schlafprobleme – bis hin zu ernsthaften Schlafstörungen, die einem das Leben und die Nächte vergraulen können. Also entschied ich mich für dieses Mitnehm-Dauer-Kopfkissen. Die unterschiedlichen Schlafgeräusche bekämpfte ich mit Ohrenstöpseln aus Wachs – OHROPAX.
Im Büro lachen die Mitarbeiter über Rosa und mich. Wegen Rosas Bratpfanne und wegen meines Kopfkissens. Aber Rosa und ich – da sind wir uns total einig. „Die anderen spinnen. Was verstehen die schon von richtigen Bratpfannen und Kopfkissen?"

Gummibärchen und CARTIER

Britta frißt Gummibärchen in sich rein – wie ausgehungerte Menschen Pellkartoffeln. Am liebsten die Goldbärchen von HARIBO. Problem: Britta klaut sich diese Gummibärchen im Hamburger Mövenpick-Restaurant im HANSA-Viertel. Dort ist das Mövenpick, und Britta ist im Mövenpick Hilfskraft. Oder besser gesagt – Britta war es. Das Mövenpick-Restaurant wurde geschlossen, konnte die verrückten Mieten nicht mehr zahlen. 120 Mitarbeiter verloren ihren Arbeitsplatz, auch Britta. Britta hat geklaut, Britta war frech zu den Gästen und zu ihren Vorgesetzten. Und Britta wurde von der vielen Gummibär-Fresserei immer dicker. Und als die Chefin merkte, weswegen Britta wie ein Hefekloß aufging, schimpfte sie: „Britta, wenn du noch einmal Gummibärchen klaust, dann fliegst du raus."
Natürlich bestritt Britta die Gummibärchen-Klauerei und die Gummibärchen-Fresserei energisch. Aber jeder wußte – Britta lügt. Britta ist ein mongoloides Mädchen – und irgendwie saß in ihrem Kopf unverrückbar die Idee: „Die Gummibärchen im Mövenpick sind mein Besitz und ich muß sie alle auffressen." Mir gefiel Britta trotzdem. „Britta ist doof"........sagten einige Kellnerinnen. Stimmt aber nicht. Ich hatte sie ja oft genug im Mövenpick beobachtet. Ihre einzige Aufgabe: Die Tische abwischen und dann in der richtigen Ordnung Bestecke und Servietten draufstellen. Britta machte das langsam, aber perfekt.
Ich finde es richtig, wenn geistig behinderte Menschen nicht versteckt werden. Erstens: Jeder von uns hat „irgendwo tief im Inneren seine Macke". Größer oder kleiner. Mongoloide Menschen haben es da schwerer. Man sieht ihnen den „Konstruktions-Fehler" der Natur an. So ist es auch bei Britta im Mövenpick. Aber „doof" – nein das war Britta wirklich nicht. Immer wenn ein Tisch von ihr fertig gedeckt war, ging sie am Gummibärchen-Regal vorbei, tat so als würde sie da Staub wischen – und „zack" hatte sie wieder einige von den kleinen HARIBO-

Tüten in ihrer Schürzen-Tasche. Da war sie flink. Beim Gummibärchen-Klauen war Britta flott wie ein Wiesel. Das ging schneller als das Tischdecken.
Irgendwann merkte Britta, daß ich sie beim Gummibärchen-Klauen beobachtete. Dann sah sie mich fast empört an – und meinen drohend erhobenen Finger nahm sie zum Anlaß, lautstark durchs Mövenpick zu brüllen: „Ich klau doch gar keine Gummibärchen. Die gehören mir. Ich freß auch keine Gummibärchen. Dick werde ich von allein."
Und dann mußte ich lachen. Andere Gäste schauten pikiert zur Seite. Trotzdem mußte ich lachen. Irgendwann lernte ich Brittas Mama kennen. Danach lachte ich weniger. Denn die Mama hatte nur die eine Idee im Kopf: Was wird aus meinem Kind, wenn ich einmal nicht mehr da bin?
Das Problem von Eltern behinderter Kinder. Brittas Mama ist davon überzeugt, daß das rechtzeitige „Abnabeln" vom behinderten Kind die beste Methode ist. Im Klartext: Schon als Kind gab sie Britta halbtags in ein großartig geführtes Heim für geistig behinderte Kinder. Aus dem halben Tag wurde irgendwann ein ganzer Tag. Inzwischen ist Britta 35 – und ich weiß, daß ihr das Heim gefällt. Brittas Mama sieht es so: „Was würde aus dem Mädchen werden, wenn ich sie bis zu meinem Lebensende bei mir behalte, dann die Augen schließe – und das Mädchen steht plötzlich ganz allein in der Welt?"
Ich glaube, daß Brittas Mama Recht hat.
Wie oft habe ich über diese Frage nachgedacht: Stell dir vor, du hast ein behindertes Kind. Du stirbst – und das hilflose – total auf dich fixierte Menschlein – bleibt allein zurück. Schon bei einem Tier hätte ich da meine großen Probleme. Wie viel größer wären die Probleme beim eigenen Kind?
Und dann habe ich da noch eine zweite „Britta". Die kommt aus Lettland. Auch ein mongoloides Mädchen, etwa 30 Jahre. Jeden Sonntag besucht sie mit ihrer Mutter zum Gottesdienst unsere dort gebaute Kapelle. Natürlich

begrüße ich Mama mit ihrer lettischen „Britta" immer besonders herzlich. Ich mache das absichtlich und demonstrativ, damit es alle sehen und kapieren, daß ein behinderter Mensch nicht weniger wert ist als ein an Geist, Seele und Körper Gesunder.
Bei einem meiner Besuche in Lettland brachte ich für diese „Britta" ein besonderes Geschenk mit – ein wunderschönes Kästchen mit sieben kleinen Parfüm-Fläschchen von CARTIER. Nicht billig, aber die Freude des Mädchens deckte den Preis wieder ab. Als ich der lettischen Britta nach dem Gottesdienst die kleine Kiste mit den Parfüm-Fläschchen schenkte, sah sie mich an wie ein verstörtes Mondkalb. Ihr Gesicht strahlte vor Glück. Dann plötzlich kullerten Tränen aus den Augen – und sie fragte mich auf lettisch: „Ist das wirklich für mich?"
Ein kleines Kästchen Parfüm. Mit wie wenig können wir einen Menschen glücklich machen? Nein, nein. Stop. Es waren ja gleich mehrere glückliche Menschen. Meine lettische Britta war glücklich, ihre Mama – und ich vielleicht am meisten.
Probieren Sie einmal, wie schön es sein kann, einen Menschen glücklich zu machen.
Kleine Warnung vorab mit meiner „Hilfs-Erfahrung". Wer zehnmal hilft, greift neunmal daneben. Aber der eine Treffer läßt neun Nieten vergessen. Helfen ist eine wunderschöne Sache.
Vielleicht wird es uns „im großen Buch da oben" irgendwie gutgeschrieben. Vielleicht. Wenn nicht – ich würde es trotzdem machen.

Vorsicht, Erbschleicher

Kennen Sie diese Werbung aus dem Fernsehen?: Da sitzt ein altes Ehepaar bei einem Fest im Kreis der großen Familie. Die kleine Enkeltochter sagt aus tiefer Überzeugung und ehrlichem Herzen „Opa, ich hab Dich lieb"...........und Opa strahlt. Oma auch. Denn der Liebesbeweis galt auch ihr.
Opa drückt die Kleine an sich, küßt ihr gerührt auf die Stirn. Oma und Opa haben „Kohle". Das sieht man an der Wohnungs-Einrichtung und der Kleidung. Außerdem: Der kleine Werbefilm ist Reklame für eine Lebens- und Altersversicherung.
Plötzlich die Ketten-Reaktion: Einer der Schwiegersöhne sagt mit säuerlicher Miene: „Ich habe Euch auch lieb." So geht es weiter im Kreis. Schließlich werden Oma und Opa im Werbefernsehen von allen geliebt. Und jeder merkt: Die falsche Sippschaft meint es anders als die kleine Enkeltochter. Außer der Enkelin hat jeder im Kopf: „Vielleicht bedenken Oma und Opa mich im Testament. Also hab' sie lieb."
Seltsam eigentlich: Die meisten Menschen denken an Sicherheit im Alter, möchten selber bestimmen, wo und wie sie leben – bloß nicht auf die Gnade anderer Menschen angewiesen sein. Sie wollen auch nicht, daß andere – auch nicht die eigenen Kinder – über das im Leben hart verdiente Geld bestimmen. Was mit dem hart erarbeiteten Besitz zu Lebzeiten geschieht – das will jeder selber bestimmen. Gut so.
Was mir aber nicht in den Kopf geht: Viele alte Menschen fürchten sich davor, ein Testament zu machen, denken vermutlich: Was nach mir geschieht – das ist egal. Ich sehe das völlig anders. Ich habe mein Testament schon gemacht, als ich noch keine 30 Jahre alt war und eigentlich ziemlich wenig zu vererben hatte. Logisch, daß man im Alter solch einen alten Schinken von Testament verändert. Bei der Testaments-Änderung hatte ich ausschließlich folgende Fragen im Kopf:

1. Wer braucht Hilfe auch nach dem Tode?
2. Möchtest du, daß deine eigenen Ideen auch nach dem Tod weiterleben?

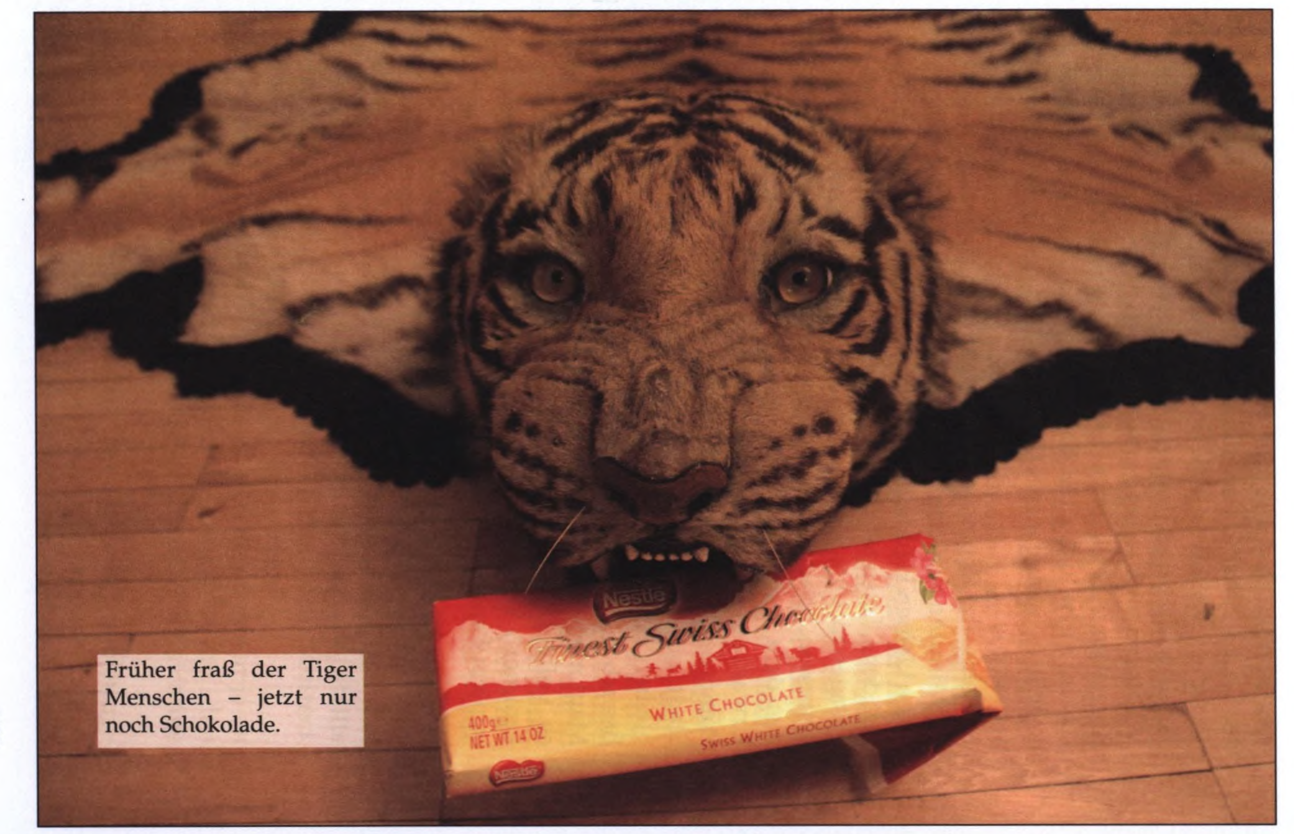
Inzwischen habe ich einiges zu vererben. Ich habe hart im Leben gearbeitet und durch Erbschaft meines Vaters in Lettland einen Besitz bekommen, von dem ich als junger Mann nie zu träumen gewagt hätte.

Für mich war das Testament sehr simpel. Ich habe zunächst an die Menschen gedacht, die nach meinem Tode weiter Hilfe brauchen – auch solche, die nicht zur Familie gehören. Wenn es gute Menschen sind, die die Hilfe Wert sind – warum soll ich sie nicht bedenken? Außerdem: Ich möchte, daß mich meine soziale Tätigkeit überlebt – und meine politischen Ziele. Deswegen wird ein erheblicher Teil meines Erbes an Die Deutschen Konservativen und an die AKTION REISKORN gehen. Erbschaftssteuer müssen weder REISKORN noch die Konservativen zahlen. Früher hatte ich Hemmungen, dieses Thema anzusprechen. Aber warum? Wenn Sie die Arbeit der Konservativen oder von AKTION REISKORN schätzen – denken Sie im Testament ein wenig an diese beiden Vereine. Es ist kein schlechtes Gefühl, wenn man so auch noch „danach" selber ein wenig mitbestimmen kann.

Die Erbschleicher vom Versicherungsfilm aus dem Fernsehen – die würden bei mir keinen Pfennig vererbt bekommen.

Erst fraß er Kinder – jetzt nur Schokolade

Blättern Sie noch einmal zurück auf Seite 140 dieses Buches. Dann sehen Sie – da steht die Geschichte mit meinem Tiger, der in Lettland „lebt". In Lettland ist der Tiger natürlich die Attraktion aller Kinder. Größter Verehrer meines Tigers ist Robbis. Robbis ist 8. Robbis ist der Sohn meiner Groß-Nichte – und ein richtiger Landjunge. Robbis spielt nicht mit Computern, sondern sitzt lieber bei Opa auf dem Traktor, sucht „Schätze" auf dem dunklen Dachboden, baut Höhlen in alten Biberbauten am Flußrand – und rennt in den Ferien mit ständig zerrissenen Hosen über die Felder. Es hat auch keinen Sinn, wenn Mama die Hosen flickt – am nächsten Tag hat Robbis sie sowieso wieder zerrissen. Robbis ist ein Junge so ganz nach meinem Geschmack. Wahrscheinlich, weil er mich an meine eigene Kindheit erinnert, deren Eierschalen ich auch als 60jähriger noch nicht abgestreift habe. Jeder Mensch sollte versuchen, ein ganz klein wenig von seiner Kindheit ein Leben lang im Kopf und Herzen zu konservieren. Es gäbe weniger Probleme zwischen Alt und Jung.
Als nun der Tiger nach Lettland kam – eigentlich ja nur das Fell mit Kopf von einem vor gut 50 Jahren erschossenen Menschenfresser-Tiger aus Indien – da mußte ich mir bei Robbis schon etwas einfallen lassen. Einfach sagen, daß der Tiger von Jägern geschossen wurde..............das ist zu wenig für ein Kind, würde nur Mitleid hervorrufen. Die Schlacht mußte von zwei Seiten geschlagen werden: 1. Dem Kind die Angst vor dem immer noch furchterregenden Tiger nehmen. 2. Eine von Kindern zu verstehende Erklärung für den Abschuß des Tigers geben, um die Jäger nicht als „gemein" im Regen stehen zu lassen.
Ich hab das so gemacht: „Vor dem Tiger mußt Du keine Angst mehr haben" – erklärte ich Robbis. „Früher, da hat er Menschen gefressen. Auch kleine Jungs. Am liebsten 8jährige Jungs. Die schmeckten dem Tiger besonders gut. Aber heute – da frißt er nur noch Schokolade. Schokolade mit Haselnüssen."



Früher fraß der Tiger Menschen – jetzt nur noch Schokolade.

Ob Robbis das mit der Schokolade wirklich glaubte............ich hab da so meine Zweifel. Aber froh war er trotzdem. Robbis ist ja 8. Und der Tiger fraß in Indien am liebsten 8jährige Jungs. Als Jonas – geschluckt im Walfischbauch – das kann Robbis sich noch ganz lustig vorstellen. Aber kleingekaut im Bauch des Tigers. Nein – das ist nicht lustig für 8jährige Jungs. Deswegen findet Robbis es auch ganz in Ordnung, daß der Tiger geschossen wurde.

Seitdem sitzt Robbis – immer wenn er mich besucht – einige Minuten vor dem Tiger, faßt dessen Zähne an, legt seine kleinen Hände ins aufgerissene Tigermaul und blinzelt den Glasaugen des Menschenfressers zu. So, als wenn er sagen möchte: „Selber schuld." Hättest du keine Kinder gefressen, könntest du noch heute wie Shirkhan, der Tiger aus dem Dschungelbuch von Walt Disney, durch den Urwald streichen.

Wenn es dunkel wird, muß Robbis nach Hause in die Stadt, obwohl er lieber bei Oma und Opa auf dem Land bleiben möchte. Neulich war Robbis wieder bei mir zu Besuch. Und als er gegangen war, sah das aufgerissene Maul meines Tigers plötzlich so anders aus. Robbis hatte es vollgestopft mit Schokolade aus meiner „Speisekammer". Weiße Schokolade von Nestlé. Eingewickelt in buntem Papier.

Kartoffel-Fußball

Ich dachte: Der will klauen, wenn Mama nicht aufpaßt. Am Obst- und Gemüsestand von SPAR im HANSE-Viertel von Hamburg stand der kleine Kerl und blickte vorsichtig nach allen Seiten. Ganz nach dem Motto: „Hoffentlich erwischt mich keiner." Bananen, reife Ananas, Weintrauben, Feigen, wunderschöne Birnen, gold-gelb-rot. Auch Kohlköpfe, Kartoffeln der Marke „Siglinde" und grüne Salatköpfe.

Der Junge hatte etwas vor – und ich beobachtete ihn heimlich, versteckt hinter einem Regal mit Konservendosen-Suppen von BASSERMANN. Vielleicht 6 Jahre alt der Junge. Blond, rotes Hemd mit weißem Aufdruck „Bayern München". Dazu die passende Turnhose und stabile, weiße Schuhe. Schöne, weiße Turnschuhe.

Seltsam – der Knabe gaffte nicht nach den Weintrauben, den Feigen, Himbeeren oder Bananen. Seine Augen wanderten ständig zwischen der Kartoffel Siglinde und den Salatköpfen hin und her. Eine besonders dicke Kartoffel nahm er in die Hand. Eine von diesen Kartoffeln, die so schön aussehen, weil sie vorher gewaschen worden sind. Ganz ohne Erde – und so richtig appetitlich. Von einer Hand in die andere wanderte die Kartoffel – so, als würde er die Kartoffel der Marke „Siglinde" auf Herz, Nieren, Qualität und Gewicht prüfen. Drei-, viermal. Kartoffel raus aus der Kiste, Kartoffel rein in die Kiste. Ein Verkäufer, der Kind und mich beobachtet hatte, stellte sich – auch neugierig geworden – neben mein Versteck mit den BASSERMANN-Suppen-Konserven.

Der junge Bayern-München-Fußball-Fan – das war ja an seiner Kleidung zu erkennen – ging nun zu den Salatköpfen. Grüner, fester Salat. Etwas durchsichtige Folie darum gewickelt.

Dann ging alles blitzschnell. Der Verkäufer neben mir schrie noch: „Das macht man nicht mit Lebensmitteln." Aber da hatte der kleine Kerl den Salatkopf wie einen

Fußball über das Regal der Suppenkonserven von BASSERMANN gekickt und quietschte vor Vergnügen: „Tor." Der Verkäufer war böse, zischte: „Den mußt du zahlen." Ich lachte laut los, winkte dem Jungen zu, sagte nur: „Komm." Wir schnappten den zerschossenen Salatkopf, und auf dem Weg zur Kasse kauften wir einen bunt aussehenden Gummiball, der in einem Fach neben den Zeitschriften lag, zahlten Salat und Ball. „Hau ihn ins Tor", ermunterte ich den Jungen. Und dann kam die Mama. „Hat er wieder mit Kartoffeln Fußball gespielt?"........fragte sie mich mit ängstlichem Blick. „Nein" – erwiderte ich. „Das macht er nicht. Aus Kartoffeln macht man Pommes, keinen Fußball. Er hat ja einen richtigen Ball, mit dem er spielen kann."
Mein kleiner, unbekannter Freund zupfte mir verschwörerisch am rechten Hosenbein und winkte zum Abschied. Der Verkäufer von SPAR mit seinem weißen Kittel – der tippte sich mit dem Finger an die Stirn und sagte deutlich hörbar: „Die spinnen. Der Alte und der verrückte Junge."

Die Dame im Treppenhaus

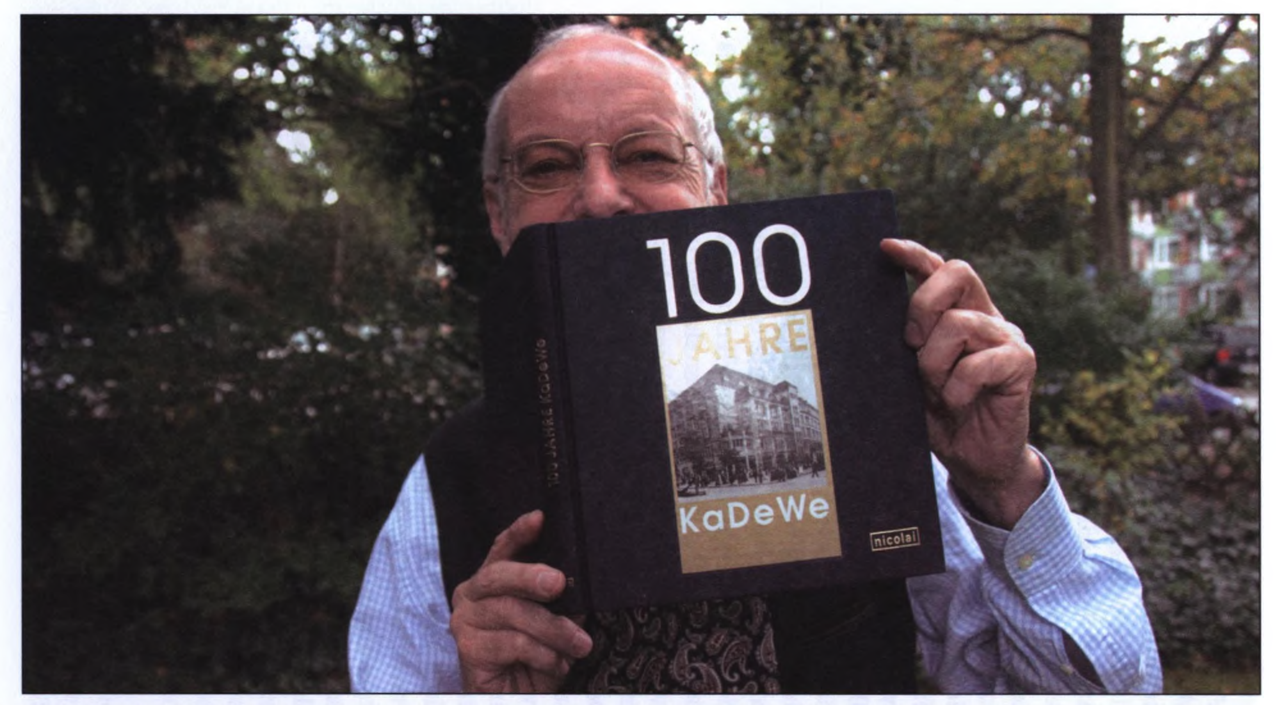
Bei Spaziergängen um den Schmalsee in Mölln und um den Eibsee in Garmisch ist es mir besonders aufgefallen: Die Bayern sind gruß-freudiger. Vielleicht bin ich nicht objektiv, weil ich als Norddeutscher Bayern-Fan bin. Aber ich glaube, daß ich Recht habe. Am Eibsee – da sagen sich die Spaziergänger gegenseitig „Grüß Gott". Am norddeutschen Schmalsee, den ich nicht weniger liebe als den bayerischen Eibsee............da glotzen Spaziergänger auf den Boden, wenn sie sich bei der Umrundung des Sees begegnen, um nicht „Moin" sagen zu müssen. „Guten Tag" oder mindestens „Hallo". Ich grüße immer. Egal ob Jung oder Alt. Am liebsten sage ich das norddeutsche „Moin", in Bayern „Guten Tag". „Grüß Gott" sollte ich dort sagen. Aber tut mir leid – ich bringe es einfach nicht über die Lippen. Ein Norddeutscher, der in Bayern „Grüß Gott" sagt – das kommt mir immer so vor wie unehrliche „Anpassung" oder billige Imitation. Obwohl. Ja – obwohl das „Grüß Gott" schöner und herzlicher ist als „Moin", „Hallo" oder auch „Guten Tag". Aber da kann ich nicht raus aus meiner Haut.
In Hamburg wohne ich in einem 10-Familien-Mietshaus. Eine bunte Mischung von Menschen. Franzosen, Perser, Deutsche, Anwälte, Journalisten, kleine Kaufleute und eine Maklerin, die mit 74 Jahren immer noch so gut aussieht wie andere Frauen mit 55. Mir ist gute Nachbarschaft wichtig. Bei den Engländern gefällt mir das immer so gut. Ich glaube, die Engländer legen auf eine gute Nachbarschaft mehr Wert als wir Deutschen. In meinem Hamburger Treppenhaus grüßt einer den anderen freundlich. Gegenseitige Besuche? Eigentlich nicht. Stadtmenschen sind eben Stadtmenschen. Man kommt nach Hause, schließt die Tür hinter sich zu. Das war's. Nein – vielleicht noch einer älteren Dame die Einkaufstaschen eine Etage höher tragen. Das mach' ich gern. Normal.
Vor einigen Jahren zog eine junge Frau in „mein" Haus. Ich glaube, sie ist Lehrerin. Blond ist sie, sieht gut aus.

„Guten Tag" – grüßte ich freundlich. Sie schwieg, starrte zu Boden. So wie die meisten Spaziergänger am Schmalsee in Mölln. „Die hat nur Hemmungen", dachte ich mir, „oder ist vielleicht schwerhörig." Bei der nächsten Treppenhausbegegnung wieder ein freundliches „Guten Tag" von mir. Eisiges Schweigen. Auf den Boden glotzen, obwohl die grau-schwarz gemusterten Linoleum-Treppen weniger schön sind als der Waldboden am Schmalsee, mit dem mich in den „Achtzigern" Uwe Barschel, dessen Familie dort bis heute ein Haus hat, auf Tuchfühlung brachte.
Beim dritten oder vierten „Guten Tag" ohne Gruß fragte ich: „Sind Sie vielleicht schwerhörig?" Da zischte die Blonde mir nur giftig zu: „Nazis grüße ich nicht." Und seitdem mache ich mir so meine Gedanken über die Toleranz der Linken. „Nazi" war ich nie, werde von der NPD oder DVU deswegen mehr beschimpft als andere Journalisten oder Politiker. Aber für die Dame im Treppenhaus bin ich „Nazi". Die Dame im Treppenhaus hat einen Freund. Eigentlich ein gutmütiger Kerl. Bevor die linke Freundin bei ihm einzog, grüßte er immer freundlich. Irgendwann nur noch versteckt – so, daß sie es nicht mitbekam. Jetzt gar nicht mehr.
Viele linke Fanatiker wären zu „Adolfs Zeiten" die allerbesten und fanatischten „Nazis" gewesen. Da bin ich sicher. Sehen Sie sich einmal alte Fotos an. Fanatisierte Menschen aus dem Dritten Reich, fanatisierte Linke auf „Demos" von heute. Wie Gesichter sich gleichen können.
Das schönste Kaufhaus Europas ist nicht das „HARRODS" in London, sondern das KaDeWe in Berlin. Bin ich in Berlin, muß ich einmal durch die Abteilungen mit Tee, Stoffen, Porzellan, Kristall, Wein und Käse. Welche Pracht. Nein – das „HARRODS" ist als Gebäude schöner, aber im Warenangebot ist das KaDeWe besser.
Das KaDeWe ist in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden. Was für eine Geschichte. Hitler und seine NSDAP haßten das KaDeWe – das auch schon damals KaDeWe hieß. Die Braunen haßten alle Kaufhäuser, nicht nur die im jüdischen



Für Jörg Haider (links auf dem Foto) wurde das Rathaus in Bremen gesperrt. Die Kommunisten durften dort tagen und hetzen. „Normal“ im roten Bremen.

Besitz. Es wird heute nur von „Nazis" oder der NS-Partei gesprochen. Es ist zu verräterisch, den Namen ganz auszuschreiben: National-**sozialistische** Deutsche **Arbeiter**-Partei. Hitler haßte „Rechte" und „Konservative" aus ganzem Herzen, fühlte sich als Linker. Darum bekam seine Partei auch den Namen – mit **sozialistisch** und **Arbeiter**. Hören die Linken nicht gern, stimmt aber trotzdem. „Trutzburgen des Kapitals" hießen Kaufhäuser im Grundsatzprogramm der National-sozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei. „Erweckung von gänzlich unnötigen Bedürfnissen" werde dort gefördert, alles sei nur „Bluff", und „riesenhafte Paläste von ungeheuren Ausmaßen, mit allen Verfeinerungskünsten gebaut, verlocken zum Einkauf von meist hoch unnützen Gegenständen, scheinbar billige Preise, günstige Zahlungsbedingungen verführen zu allen möglichen Luxusausgaben. So sind Warenhäuser Provinzstätten für Verschwendungssucht, denn niemand möge sich einbilden, daß er etwas geschenkt bekommt." Originalton aus dem Programm der National-**sozialistischen** Deutschen **Arbeiter**-Partei NSDAP!
Hätte es das KaDeWe schon bei Karl Marx gegeben – diese Passagen wären mit ähnlichen Worten in seinem „KAPITAL" aufgetaucht...........oder bei Mao Tse Tung, dem perversen Massenmörder, dem die deutsche Linke fanatisch huldigte, obwohl er Millionen von Chinesen bewußt elend krepieren ließ. Am 1. April 1933 ließ Hitler vor dem KaDeWe demonstrieren, Schaufensterscheiben klirrten, vermeintlich jüdische Passanten wurden auf der Straße verprügelt und SA-Männer trugen Plakate „Es ist verboten, dieses Geschäft zu betreten" oder „Achtung, Jude! Betreten verboten!"........ „Deutsche, wehrt euch. Kauft nicht bei Juden!" Bei einer Kundgebung der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation (NSBO) im Berliner Lustgarten forderte Joseph Goebbels „die fristlose Entlassung aller Angestellten jüdischer Rasse".
Dem Boykott folgte der Quasi-Diebstahl des Kaufhauses. Danach kam Mord.



100 Jahre „Kaufhaus des Westens“ in Berlin. An seiner Geschichte wird deutlich, wie sehr sich Links- und Rechtsextreme politisch ähneln. Rot und Braun liegen im Farbenspektrum dicht beieinander.

Lange vorbei der Krieg. Nach dem Krieg gab es die „Achtundsechziger". Wie die „Nazis" – die linken „Achtundsechziger" benutzten gegen das KaDeWe nahezu deckungsgleiche Haß-Parolen, wieder flogen Steine in die KaDeWe-Schaufenster, wieder versammelten sich fanatische Horden, die vom Schreien gegen „Konsum-Terror" und anderen „Volkserziehungs-Parolen" heisere Kehlen hatten. Erst braun – dann rot. Wie gleich sind doch Fanatiker. Zu Recht sprach deswegen der SPD-Nachkriegs-Chef Dr. Kurt Schumacher von „rot-lackierten Nazis", meinte damit die Kommunisten.
In Bremen machten Die Deutschen Konservativen im Mai 2007 Wahlkampf. Da wurden von den Linken Hotels in ihrer Existenz bedroht, wenn sie uns Räume vermieteten, ein Hotel-Chef verlor seinen Job, weil er doch an uns vermietete. Hitler ließ seine Leute brüllen „Deutsche kauft nicht bei Juden". War der rote Terror in Bremen gegen uns viel anders? Die Kommunisten durften im Rathaus tagen. Für Jörg Haider, immerhin Regierungschef eines österreichischen Bundeslandes, wurde das Rathaus gesperrt. Demokratie in Bremen.
Zurück zu meinem 10-Familien-Mietshaus in Hamburg. In meiner Wohnung wohnte bis zum April 1945 versteckt eine alte jüdische Dame. Ein brauner Dreckskerl aus dem Haus rief im April 1945 (!) deswegen die GestaPo – und die alte Dame wurde abtransportiert, überlebte nicht.
Immer wenn ich die blonde Lehrerin im Treppenhaus treffe, die mich nicht grüßt, denke ich: „Wie gut, daß das Dritte Reich vorbei ist. Ich kann mir gut vorstellen, wo die Blonde damals gestanden und was sie gemacht hätte."

Mein Freund, der Baum

Ich bin in alte Bäume verliebt. Immer wenn ich einen alten Baum sehe – der gleiche Gedanke in meinem Kopf: „Wenn der sprechen könnte." Im Hamburger Jenisch-Park gibt es eine schräg gewachsene, etwa 350 Jahre alte Eiche, die nicht nur Kinder zum Raufkrabbeln einlädt. An diesem Baum bleibe ich immer stehen, lege für einen Moment eine Hand auf seine Rinde und wünsche ihm noch „mindestens einige Jahrhunderte" weiteres Leben. Müßte der Baum eines Tages wegen Altersschwäche abgeholzt werden – ich hätte einen Freund verloren. Meine Liebe zu Bäumen ist schon als Kind gewachsen. In Kiel verbrachte ich die prägendsten Jahre meiner Kindheit. In Kiel gab es damals ja nur Trümmerhäuser. Nicht, daß wir kleinen Rotznasen die als schlimm empfanden. Das Gegenteil war der Fall. Je mehr Trümmer, desto mehr Spielplätze. Für Neubauten verschwundene Trümmergrundstücke betrachteten wir als „Verlust von kindlicher Lebensqualität". Jedes Trümmerhaus war für uns ein Abenteuer-Spielplatz, in dem wir nach Schätzen, Skeletten und Kupfer oder Blei suchten – das wir dann beim „Plünnhändler" gewinnbringend „verkloppen" konnten.

Aber Bäume waren doch etwas anderes als Trümmerhäuser. Die schönsten Bäume in Kiel gab es im Stadtwald „Düsternbrooker Gehölz". Bis in die Kronen krabbelten wir Gartenzwerge, um von dort aus vorbeigehende Spaziergänger mit kleinen Steinchen oder Bucheckern zu bewerfen.

Ein Haus im Baum – und da auch noch schlafen können. Einen schöneren Traum hätte es für uns wohl nicht geben können. „Und wenn man muß, dann pinkeln wir den Leuten einfach auf die Köpfe"..........malten wir uns lachend aus.

Die meisten meiner Kinderträume sind im Kopf geblieben. Und den Baumhaus-Traum, den habe ich mir vor 5 Jahren erfüllt. Eine etwa 300 Jahre alte Eiche. Auf dem



Diesen Kindheitstraum habe ich mir in Lettland realisiert – ein richtiges Baumhaus zum Schlafen. Rund um eine 300 Jahre alte Eiche gebaut.

Grundstück meines Familienbesitzes in Lettland. Direkt am Flüßchen Svitene. Eigentlich sollte es nur ein Hochsitz werden. Ein im Baum hängender Hochsitz. Bedingung: Kein Nagel darf in den Baum geschlagen werden. Als er fertig war – wie glücklich war ich, dachte an die Kindheit in Kiel. Aber in meinem Kindheitstraum wollte ich ja auf dem Baum schlafen. Warum nicht auch in Lettland auf dem Baum schlafen? Statt Passanten könnte ich da nur im Fluß schwimmenden Bibern auf „die Köppe pinkeln". Wie kindisch – und dann schon 60 Jahre.
Kurzum. Im Laufe von drei Jahren habe ich um die alte Eiche ein richtiges 1-Familien-Haus bauen lassen. Mit Bio-Toilette, Dusche, Küche, Wohn- und Schlafzimmer, sogar mit Terrasse. Bin ich in Lettland, schlafe ich in meinem Baumhaus. Am schönsten ist es bei Wind und Regen. Dann wiegt sich der alte Baum und knarrt. So – als wenn er mir sagen möchte: „Ruh dich aus. Ich beschütze dich. Bei mir bist du sicher." Die alten Letten behaupten, daß von alten Bäumen heilende Energie ausgeht. Wenn ich das hörte, ging mein Finger immer an die Stirn und ich knurrte: „Die spinnen. Die Letten spinnen." Aber dann meine erste Nacht im Baumhaus. Ich leide durch meinen Streßjob unter Schlafstörungen. Im Baumhaus habe ich nach 15 Minuten das Gefühl, als wenn mir jemand heimlich Betäubungsmittel in den Tee gegeben hat. Eine zufriedene Müdigkeit zieht durch alle Glieder.
Nein – die Letten spinnen nicht. Wir Stadtmenschen spinnen. Wir haben vergessen, was die Natur uns alles schenkt. Mein Baumhaus in Lettland ist das schönste Geschenk, was mir die Natur jemals gegeben hat. Mit ein wenig Nachhilfe von mir. Wenn Sie in dem Baumhaus einmal schlafen wollen – Anruf genügt.

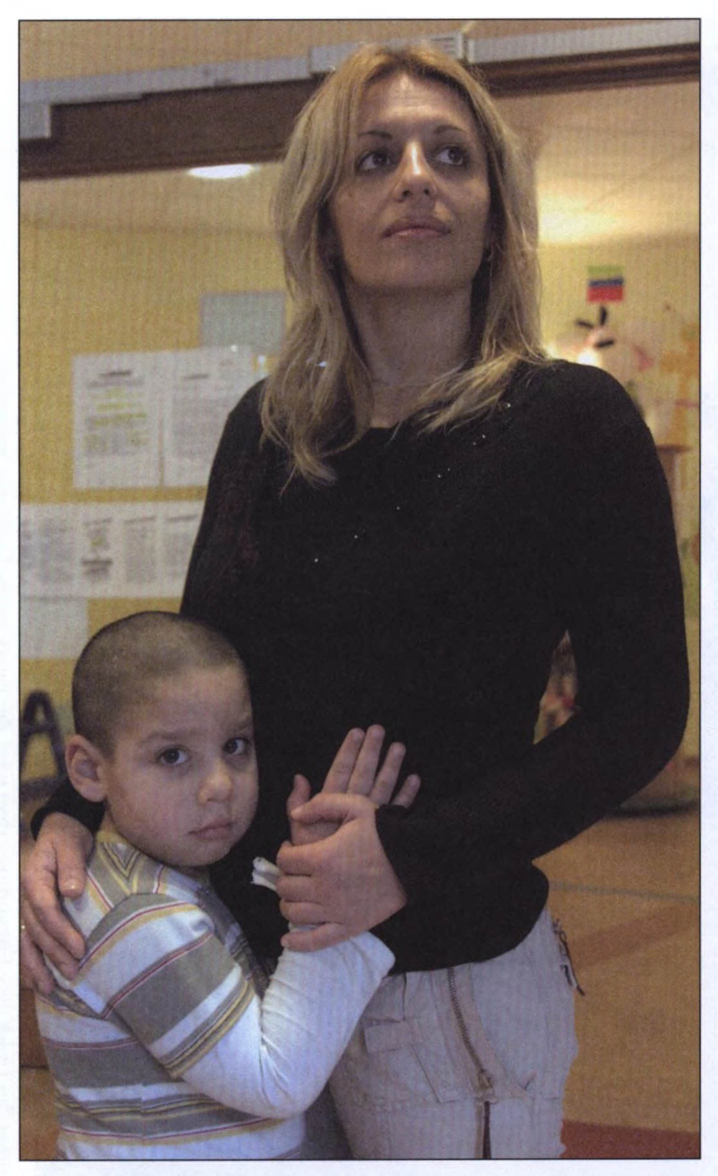
Ein trauriges Geheimnis

Psst. Nicht verraten. Wir haben ein Geheimnis. Mama und Sohn haben ein Geheimnis. Ein trauriges Geheimnis – aber trotzdem lächeln sie tapfer für den Fotografen, halten sich gegenseitig die Finger auf den Mund. Denn eigentlich soll keiner das Geheimnis erfahren. Eigentlich.
Doch all meine Freunde und Bekannten müssen dieses Geheimnis kennen. Bleibt das Geheimnis ein echtes Geheimnis – dann muß der kleine Junge auf diesem Foto sterben. Deswegen werde ich jetzt das Geheimnis des fünfjährigen Bulgaren-Jungen Teodor Miroslavov und seiner Mama Simona aufheben:
Das Kind hat Leukämie. Die schreckliche Krankheit Leukämie – als „Blutkrebs" bekannt. Seine Chance zu überleben? Sehr, sehr gering. Da müßte schon ein Wunder geschehen. So ein kleiner Junge – und so tapfer. „Angst habe ich keine", sagt er mir mit einer Mischung aus Trotz und Stolz. Wie so häufig in den letzten Monaten: Am hellen Tage wurde Teodor sehr müde – und er schlief im Arm seiner Mama ein. Im Traum kam ein gold-schimmernder Engel zu ihm. Und dieser wunderschöne, glänzende Engel nahm ihn in die Arme, flog ganz, ganz weit nach oben. Bis über die Wolken. Eine bunte Blumenwiese sah Teodor da. Viele fröhliche Kinder spielten dort. Sie lachten, hüpften und sprangen von einer Wolke zur anderen – und wer dabei stolperte, der machte einen Purzelbaum und landete weich in Wolken-Watte. Kleine Englein – und alle schimmerten golden – schwirrten durch die Luft. Wie Schmetterlinge im Sommer. Alle spielten mit den Kindern und paßten auf, daß keines zurück auf die traurige Erde fiel.
Diesen Traum hat Teodor seiner Mama nach dem Aufwachen erzählt – und sie gebeten: „Nicht darüber sprechen. Das bleibt unser Geheimnis."
Träume eines todkranken Kindes.
Doch das ist die Realität:
Vor zwei Jahren bekam Teodor eine „Grippe". Eine „einfache Grippe"......glaubten die Ärzte – und deswegen gaben



Der kleine Teodor und seine Mama haben ein Geheimnis. Keiner soll es erfahren. Ich muß es aber verraten, weil Teodor sonst stirbt.

sie ihm auch Medikamente gegen Grippe. Aber die „Grippe" blieb, und Teodor wurde immer schwächer, so oft müde, bekam starke Kopfschmerzen und hatte selbst zum Spielen keine Lust mehr. Endlich eine Blut-Untersuchung. Dann die Wahrheit. Mama weinte. Leukämie in Bulgarien. In Bulgarien sterben 90 Prozent aller Leukämie-Kinder. In Deutschland werden 90 Prozent aller Leukämie-Kinder gerettet.
Ein deutscher Mann aus Hamburg erfuhr beim Bulgarien-Urlaub vom Schicksal des Kindes. Bald hatte er nur noch diese eine Idee im Kopf: Der kleine Teodor darf nicht sterben. Das Kind muß leben.
Bettelbesuche bei Zeitungen, bei Ärzten, Freunden und Bekannten. Die Leukämie-Behandlung ist teuer – sündhaft teuer. Teodors Mama ist arm. Der Vater des Kindes machte sich aus dem Staub, als er von der Krankheit seines Sohnes erfuhr. Schließlich kam der Hamburger Mann auf Empfehlung zur AKTION REISKORN, dem Kinderhilfs-Verein, bei dem ich Vorsitzender bin. Andere hatten den Mann gewarnt: „Geh nicht zu Siegerist. Der ist rechtsextrem." Wie niederträchtig Linke doch sein können. Selbst das Leben eines Kindes nutzen sie für politischen Schmutz. Natürlich half die AKTION REISKORN. Deutsche Medikamente für das Kind in Bulgarien. Spritzen im Krankenhaus von Sofia. Dem Kind ging es besser. Doch bulgarische Ärzte können das Leben eines Leukämie-Kindes verlängern – aber retten? Nein – es fehlt die Ausbildung, es fehlen die Mittel.
Am 18. September 2007 – da klopft es an meiner Bürotür. In der Beethovenstraße in Hamburg. Am Panzerglas der Eingangstür drückt sich ein kleiner Junge mit dunklen Haaren die Nase platt. Teodor. Mit ihm die Mama, sein deutscher Onkel aus Hamburg und eine Dolmetscherin.
Natürlich erkannte ich das Kind sofort, obwohl ich es zuvor nur auf Fotos gesehen hatte. Was soll ich Ihnen weiter sagen? Aus Verzweiflung über die Unfähigkeit der bulgarischen Ärzte war die Mama mit ihrem Sohn per Bus von Sofia bis Hamburg gereist. Die Idee im Kopf: „Wenn



Teodor lauscht am Bauch der Mama, die ein weiteres Kind bekommt. „Wenn ich sterbe, werde ich meinen kleinen Bruder von oben sehen“, sagt der leukämiekranke Junge. „Als Engel.“



Wartezimmer der Uni-Klinik Eppendorf – dort wird der Junge gegen Leukämie behandelt.

deutsche Ärzte mein Kind sehen, dann können sie es doch nicht einfach sterben lassen. Soll mein Kind nur deswegen sterben, weil ich arm bin?"
Was würden Sie machen, wenn so eine Mutter mit dem todkranken Kind plötzlich vor Ihnen steht und Sie um Hilfe bittet? Umdrehen? Dann taugen Sie nichts, haben weder Charakter noch Gefühl. Einem Menschen in Not kann ich den Rücken nicht zudrehen. Auch dann nicht, wenn die Hoffnung nur sehr, sehr gering ist.
Ich habe versprochen zu helfen, um Geld für die Behandlung zu betteln. Ob ich es schaffe, ob der kleine Teodor es schafft – ich weiß es nicht. Ich kann für ihn nur hoffen, beten, bangen, betteln.
So – jetzt kennen Sie das traurige Geheimnis. Sehen Sie sich das Bild von Kind und Mutter noch einmal in Ruhe an. Und wenn Sie helfen wollen – dann rufen Sie mich an: 040 - 299 44 01.

Diese Fotos gibt es eigentlich gar nicht

Es ist wirklich passiert – und ich konnte es kaum glauben: Ein lieber Kollege von mir, der beim ZDF arbeitet, hatte in Afrika 3 lange Monate einen Film gedreht. Grandiose Bilder. Tiere, Menschen, Natur. Journalistische Kostbarkeiten. Endlich war er fertig mit seiner Arbeit. Zurück nach Deutschland. Eine Unzahl der damals noch üblichen großen Filmrollen in einem silberfarbenen Blech-Container des ZDF.
Mein Kollege stand in Johannesburg (Südafrika) am passenden Schalter des Flughafens, buchte den Flug nach Frankfurt ein. Nur Minuten abgelenkt. Er drehte sich um. Der Silber-Container weg. Er tauchte auch nie wieder auf. 3 Monate harte Arbeit. Alles für die Katz. Das Geld, der Ärger in der Redaktion, die Enttäuschung des Chefs und der Kollegen – aber vor allem die einmaligen und nicht mehr nachzustellenden Film-Dokumente. Für jeden Journalisten ein Albtraum im Quadrat
Und dann flog ich mit Alfons Goppel, dem früheren Ministerpräsidenten von Bayern, nach Togo. Das kleine Ländchen Togo in Afrika. Einst deutsche Kolonie.
Was für herrliche Geschichten schrieb ich auf. Das Leben des hundertjährigen Häuptlings Komla mit seinem Ur-Enkel. Sie sehen ihn hier auf dem Foto (Seite 171). Imitiertes Raubtiergewand, sitzend auf einem Bootsrand, bei sich den Enkelsohn. Mit dem Stock zeigt er übers Meer, sagt stolz: „In dieser Richtung liegt Deutschland." Der alte Komla liebte die Deutschen, zeigte mir stolz sein altes Zeugnis aus der deutschen Schule. In der togolesischen Hauptstadt Lomé. Wir Deutschen selber reden schlecht über die Deutschen als Kolonialherren. Die angeblich von den Deutschen unterdrückten Ureinwohner reden aber gut über die Deutschen. So schlecht können unsere Großväter und Urgroßväter als Kolonialisten nicht gewesen sein. Über Engländer und Franzosen habe ich in deren Einst-Kolonien nicht viel Gutes gehört.



„Dort hinter dem Horizont liegt Deutschland“, erklärt der 100jährige Häuptling Komla seinem Ur-Enkel und zeigt mit dem Stock über das Meer. Togo – einst deutsche Kolonie.

Übrigens: Ob Häuptling Komla wirklich 100 Jahre alt war – ich habe da so meine Zweifel. In Togo hatte sich herumgesprochen, daß ein deutscher Journalist alte Frauen und Männer sucht, die „um die 100 Jahre alt sind und noch eine deutsche Schule in der deutschen Kolonialzeit besucht haben". 100 Mark Belohnung hatte ich demjenigen versprochen, der mir so einen „etwa 100jährigen" anschleppt.
Das mit den 100 Mark – das machte schnell die Runde. Am nächsten Tag drängten sich bei mir vor dem Hotel etwa 80 Alte, die allesamt behaupteten, „mindestens 100 Jahre" alt zu sein. Also – nehmen Sie es nicht so genau mit dem hundertjährigen Häuptling Komla aus Togo. Echte Papiere in Afrika.......... Ein Dollarschein genügt – und Papier ist geduldig. Auch Dokumenten-Papier.......
Dann die kleine Kirche im Busch (Seite 173). Ein evangelischer Missionar hatte sie mit eigenen Händen gebaut. Was für ein Kirchlein. Zum Fototermin hatte ich mich mit dem Missionar verabredet. Direkt an seinem Gotteshaus. Er kam nicht. Vergeblich wartete ich – zusammen mit HÖRZU-Fotograf Uwe Hempen, der meine Arbeit seit fast 40 Jahren fotografisch begleitet. Malaria. Am Tag unserer Verabredung brach bei dem Missionar die Malaria aus. Malaria tropica. Die schlimmste Form. Tage später wurde der Missionar in der Nähe des Kirchleins begraben. Jedes Jahr sterben 2 Millionen Menschen an Malaria.
Bei unserer Fahrt durch das schmale, kleine Ländchen entdeckte ich die Friedhofs-Menschen. Einen sehen Sie auf Seite 177 dieses Buches. Er sitzt auf einem Grab, ißt. Er – und viele andere – wohnen auch auf dem Friedhof. In der Nacht heben sie vorsichtig die Grabplatten hoch, krabbeln in die alten deutschen Gräber. Wo die Toten geblieben sind – ich konnte es nicht herausbekommen. „Von Tieren gefressen"....... so sagen mir Offizielle. Ich war da nicht so sicher.
Abergläubisch bin ich nicht. Aber geschlafen auf diesem Friedhof – nein, das hätte ich nie. Die Vorstellung, daß



An diesem Kirchlein im Busch wollte ich mich mit dem deutschen Missionar treffen. Dann bekam er die Malaria. Jetzt ist am Kirchlein sein Grab.



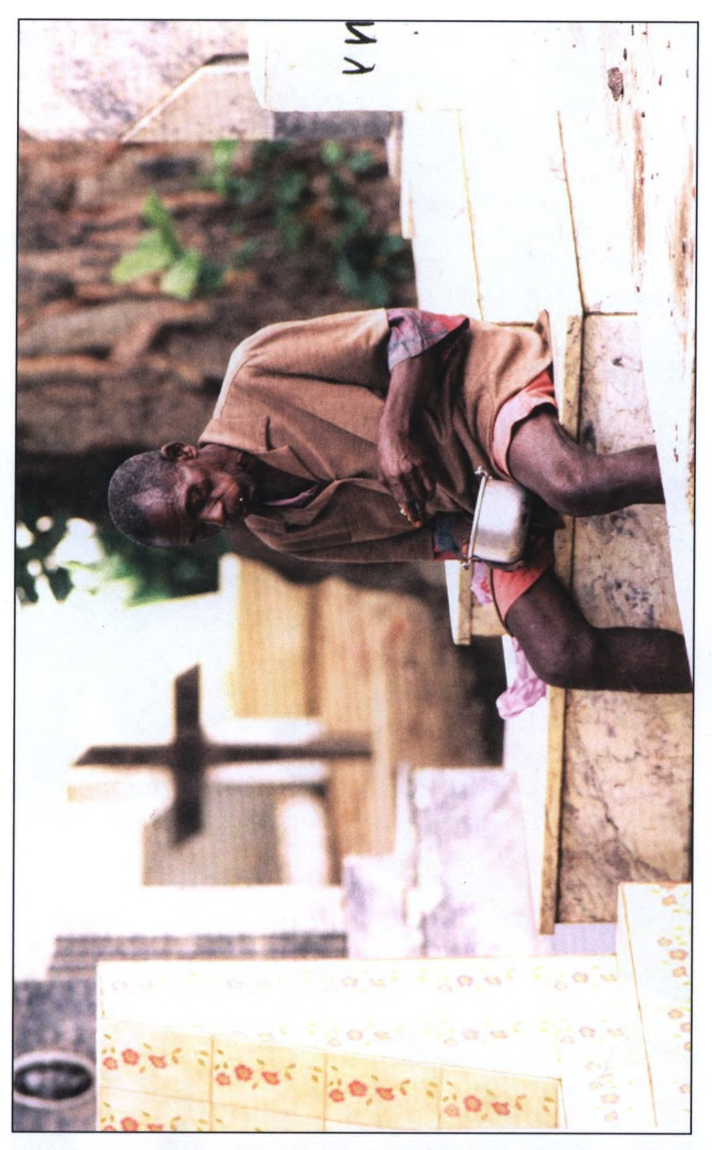
Was für ein Bild – aber es entstand erst im zweiten Anlauf. Aber in der Redaktion von HÖRZU hatte es keiner bemerkt. Oder vielleicht doch mein guter Chef, Peter Bachér?



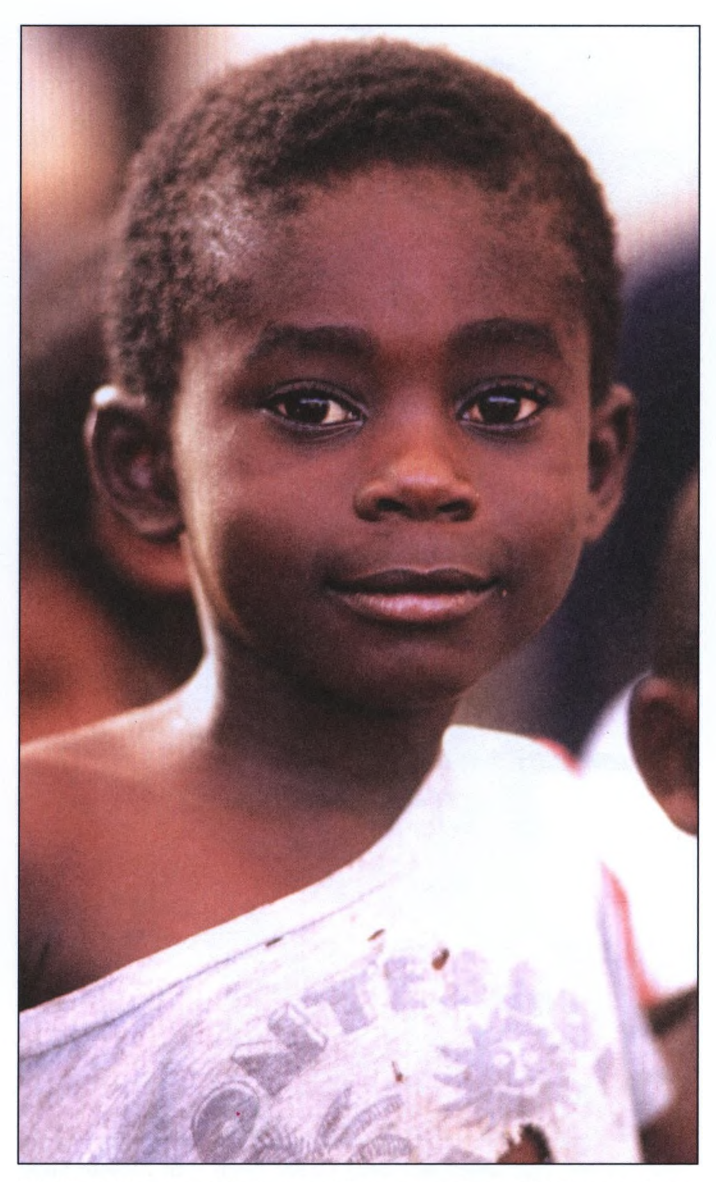
Hier wird Hirse zu Brei zerstampft. Wurde mir zum Essen angeboten. Aber mir wurde schon beim Ansehen schlecht. Entschuldigung – aber der Brei sah aus wie aus der Nase laufender Kinder-Rotz.



Afrika-Idylle wie aus dem Bilderbuch. Die im Land ausgereiften Früchte sind mit dem Geschmack der Südfrüchte in Deutschland gar nicht vergleichbar.



„Nur" sitzen und essen auf dem Grab? Nein – in diesem Grab wohnt und schläft der Mann auch. Die Gräber sind leer. Wo die Toten geblieben sind? Angeblich von wilden Tieren gefressen. Ich bin da nicht so sicher ……..



Die Gesichter von Kindern gehören zu meinen Lieblingsmotiven. Kinder sind ein Geschenk Gottes. Es ist traurig, daß in Deutschland mehr Särge als Wiegen gebaut werden.

sich plötzlich die Steinplatte eines Grabes bewegt und ein Mensch aus dem Grab steigt .... Szenen eines Gruselfilmes.
Wir brachten „einen Sack voll Geschichten" aus Togo mit nach Deutschland. Und Fotograf Uwe Hempen schleppte alle Filme zum Entwickeln. Beim Ansehen der Filme aus dem schwarzen Kontinent wurde er weiß wie eine Wand. Alle Filme schwarz! Nein – das konnte ich der Redaktion nicht sagen. Nur die Pressechefin von TUI, eine Freundin von mir, die weihte ich ein. Einen Tag später war Uwe Hempen wieder in Togo. Mit reparierter Kamera. Keiner von uns beiden hatte bemerkt, daß die teure Nikon-Kamera zwar klickte – aber nicht richtig fotografierte. Bei der HÖRZU erfuhr keiner etwas von der Panne. Nur Peter Bachér, mein lieber, guter Chef – der wunderte sich, daß es diesmal „bei Siegerist so lange mit dem Schreiben und dem Vorlegen der Fotos" dauerte. Ich glaube, daß er etwas ahnte. Aber gesagt hat er nichts – und wenn er es gewußt hätte: Ich bin sicher, er hätte uns nicht verraten.
Jetzt kennen Sie auch die Geschichte von Bildern, die eigentlich gar nicht existieren. Ich hatte es besser als mein Kollege vom ZDF. Der konnte so nicht „tricksen". Bei der zweiten Reise nach Togo konnte Uwe Hempen all die Fotos für unsere recherchierten Afrika-Geschichten nachstellen, die wir durch eine defekte Kamera „versaut" hatten.

Der alte Zigeuner

Die Sache mit dem schlechten Gewissen kennt doch jeder von uns. Da sitzt ein Bettler auf der Straße und sieht dich an. Vorbeigehen, in ein Schaufenster gaffen oder zur anderen Seite, oder aber in die Tasche greifen und einige Münzen in den Hut werfen.
Egal wie oft ich Bettler auf der Straße sehe – in meinem Kopf gibt es dann immer den gleichen Kampf. Die eine Seite sagt: „Gib nichts. Der muß nicht betteln. Selbst die niedrigste Arbeit ist besser als betteln. Und irgendeine Arbeit findet jeder." Die andere Seite sagt: „Aber vielleicht muß er betteln, findet keine Arbeit, obwohl er gern arbeiten möchte. Kann ja doch sein, daß dieser Bettler ein armer Hund ist, sich für das Betteln schämt – aber keinen anderen Ausweg hat."
Zwei widerstreitende Gedanken im Kopf. Dazu eine Ungerechtigkeit. Einige bekommen Geld, andere nicht. Bettler, die nett aussehen oder sich äußerlich besonders erbärmlich geben, haben größere Chancen, das Herz zu erweichen.
Nur bei Kindern bin ich eisern. Wer bettelnden Kindern Geld gibt, versündigt sich. Oft sind es an Menschenhändler ausgeliehene Kinder aus Rumänien. Fast immer Zigeuner-Kinder. Sie werden mit Schlägen und Drohungen zu perfekten Bettlern dressiert. Schule? Ausgeschlossen. Geld verdienen auf der Straße. Wenn ich Passanten sehe, die bettelnden Kindern Geld geben (auch im Ausland), spreche ich sie immer mit dem Satz an: „Ihre Hilfe trägt dazu bei, daß das Kind keine Chance hat, jemals eine Schule zu besuchen."
Rumänische Zigeuner-Kinder, die nicht genügend erbettelt haben, werden von ihren Peinigern an den Füßen aufgehängt und mit Fahrradschläuchen windelweich geprügelt. In Zeitungen steht das nicht. Es ist ja politisch „unkorrekt". Das sagt man nicht.
In der Hamburger Innenstadt kenne ich mehrere Bettler und Bettlerinnen. Die eine Bettlerin ist jung und schön.



Nein, nein – das ist er nicht …… der Zigeuner, über den ich hier schreibe. Diese herrliche „Type“ hat Uwe Hempen in Innsbruck vor die Linse bekommen.

Die macht mit einem raffinierten Trick richtig Kasse. Das bildschöne Mädchen – vielleicht 25 Jahre alt – hat sich als „Tramperin" verkleidet. Wanderstiefel an den Füßen, Rucksack auf dem Rücken. Gesicht wie ein unschuldiger Engel. Wer sie nicht kennt, der zahlt. „Studentin bin ich, bin in der Jugendherberge bestohlen worden. Jetzt habe ich kein Geld mehr für die Rückfahrkarte nach Hause. Nur ein Euro. Bitte." Wer kann da „nein" sagen, einfach weitergehen? Seit etwa 4 Jahren sammelt das junge Mädchen – meist am „Gänsemarkt" im Hamburger Zentrum – für ihre „Rückfahrkarte".
Eine ältere „Kollegin" von ihr ist nicht weniger schlecht. So um die 60. Altmodisch gekleidet, die grauen Haare perfekt zum Knoten gebunden, saubere, weite Kleider und Unschuldsmiene. Gesicht wie Frau Holle aus dem Märchenbuch. Sieht lieb aus – wirklich nett. Ganz anders als eine Bettlerin. Sie erzählt keine Geschichten, geht nur langsam an teuren Hotels im Zentrum vorbei. Kommt einer raus, streckt sie die Hand aus – sagt mit treuem Augenaufschlag und ausgestreckter Hand nur „bitte" – ganz einfach „bitte".
Einmal wurde ich weich bei ihr, rückte 5 Euro raus – fragte höflich: „Darf ich nach Ihrem Schicksal fragen? Warum müssen Sie das machen?"
Die Antwort war deftig – und aus Frau Holle wurde eine zischende Giftspritze. Was sie mir sagte – das kann ich nicht schreiben. Es war ein wenig zu deftig.
Vor einigen Tagen ging unsere Büro-Mannschaft Mittagessen. Viel Zeit hatten wir nicht, suchten uns einen Imbiß aus. Halbes Hähnchen. Schmeckt, ist nicht zu teuer, geht schnell. Ein alter Zigeuner zupfte mir am Ärmel. „Hunger", sagte er mit rumänischem Dialekt. „Ja, ja – Hunger", antwortete ich ihm. Er war wohlgenährt, eine kleine, runde Tonne, die nicht nach Hunger aussah.
Meinen Mitarbeitern wollte ich demonstrieren, wie man mit solchen Bettlern umgeht, sie „entlarvt". „Geld gibt es nicht", sagte ich dem rumänischen Zigeuner....... „aber wenn du Hunger hast, zahle ich dir das Essen"....... und



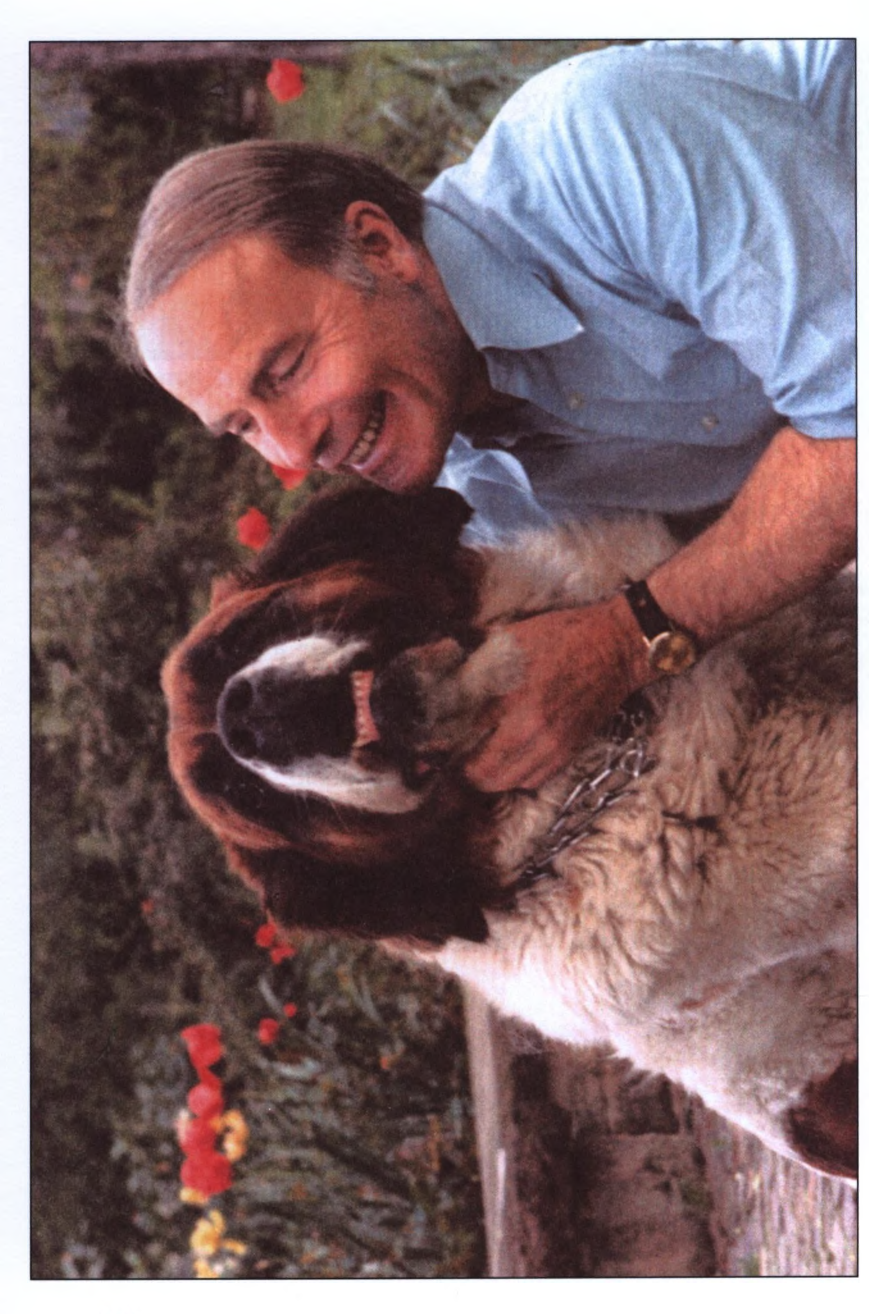
Unsere Büro-Mannschaft aus Hamburg, ohne die bei den „Konservativen“ nichts läuft. Von links nach rechts: Uwe Hempen, Volkan Kayja, Dagmar Schönewald, Murat Temeltas,, Roswitha Lendner und ich. Unsere Redakteure – Ivan Denes und Ronald Gläser – arbeiten von Berlin aus. Nur deswegen sind sie nicht auf diesem Foto. Aber sie gehören zur Mannschaft.

war sicher, daß er mich beschimpfen würde, weil ich seinen „Trick" enttarnt hatte.
Doch sein Gesicht strahlte. Er setzte sich an einen freien Tisch – und ich bestellte für ihn ein halbes Hähnchen, Pommes und Apfelsaft mit Mineralwasser. Das Gesicht des alten Zigeuners strahlte. Er aß anständig mit Messer und Gabel. Als er aufstand, kam er an unseren Tisch. Reihum schnappte er sich die Hände von mir und meinen Mitarbeitern, um sie zu küssen. Dann verabschiedete er sich höflich. Ich antwortete höflich mit den wenigen rumänischen Sätzen, die ich spreche............... und schämte mich.

Das sollten Sie über den Fotografen Uwe Hempen und den Politiker Alfred Dregger wissen



Joachim Siegerist als Journalist, Uwe Hempen als Fotograf. Bei BILD, HÖRZU und etlichen Wahlkämpfen für die CDU oder CSU ein unschlagbares Team. Inzwischen fast 40 Jahre.
Die meisten Bilder in diesem Buch sind von Uwe Hempen.
Die Menschlichkeit seiner Motive – das war für Uwe Hempen besonders wichtig.
Nicht ganz einfach war es mit Alfred Dregger. Dregger war genervt von Fotografen, lehnte sie ab, fühlte sich von ihnen belästigt. Nur widerwillig akzeptierte er, daß sich Uwe Hempen täglich bis zu 12 Stunden an seine Fersen heften mußte – um auf fotografischem Weg den „wahren Alfred Dregger" zu zeigen, den die Geger nur als gefühllosen „Eisenfresser" präsentierten.
Der von Uwe Hempen „vermenschlichte" Dregger überzeugte die Menschen. Die Hempen-Fotos waren echt, nicht gestellt. So – wie das auf Seite 186 zu sehende Foto mit Alfred Dregger und seinem gutmütigen Bernhardiner.
Am Ende des Wahlkampfs schrieb Alfred Dregger den auf Seite 187 abgedruckten Brief an Uwe Hempen.





Dr. Alfred Dregger
Mitglied des Deutschen Bundestages
Stellvertretender Vorsitzender
der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag

5300 BONN 12
Bundeshaus
Fernruf 16 38 30

6400 FULDA, den 4. Juli 1978
Postfach 220
Fernruf 7 50 60

Herrn
Uwe Hempen
Fotograf
Am Wall 148

2800 Bremen 1

Sehr geehrter Herr Hempen!

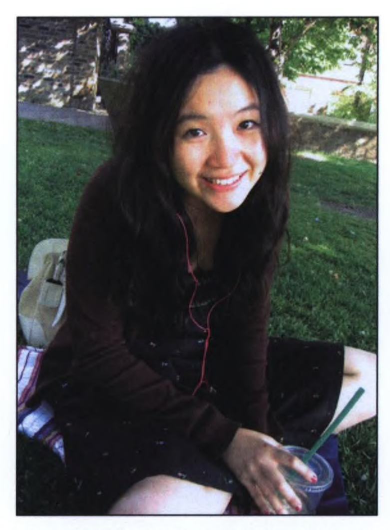
Ihr Einsatz in der hessischen CDU liegt hinter Ihnen. Ich möchte Ihnen für Ihre Arbeit herzlich danken. Sie waren eigentlich der erste Fotograf, der mir nicht auf die Nerven gefallen ist. Das mag an Ihrem fotografischen Einfühlungsvermögen liegen, das - so möchte ich es ausdrücken - zu einer Vermenschlichung der politischen Fotografie führt.
Also nochmals herzlichen Dank und

beste Grüße
Ihr

Alfred Dregger war konservativ im besten Sinne – und er war ein Herr, auf dessen Wort Verlaß war. Ich habe ihn gern gemocht und mit Freude für ihn gearbeitet.



Sie hat beim Buch geholfen



Der thailändische Original-Name war Joachim Siegerist zu lang. Er nannte seine Computer-Helferin nur „Mang", ein thailändischer Spitzname.

Joachim Siegerist und Computer. Oh, oh. Kein so glorreiches Kapitel für den Buch-Autoren. Mit technischen Neuerungen steht er auf Kriegsfuß. Aber heute geht es ohne Computer nicht mehr. Das gilt auch für Buch-Produktionen.
Die kleine Thailänderin Praewpanit Condee (23), Computer-Spezialistin aus Bangkok, war bei diesem Buch die gute Seele für Joachim Siegerist.

Danke, kleine Madam.









Nein - „Mitte" ist er nicht

Seine politische Meinung hat Joachim Siegerist nie verhehlt. Er ist konservativ, stört sich auch nicht am Wort „rechts".

Politische Karriere hätte er machen können, lehnte sie aber ab. Aus Angst, nicht mehr das sagen und schreiben zu können, was er denkt. Er ist streitbar, offenbar ohne Angst, seinen Grundsätzen immer treu geblieben.

Mitte - nein, das paßt nicht zu ihm. Er kann und will es nicht jedem „recht machen". Was seine Gegner nie begriffen haben: Als Konservativer ist Joachim Siegerist durch und durch sozial eingestellt und geprägt von einer „tief sitzenden" Menschlichkeit. Unter der harten Schale sitzt ein sehr, sehr weicher Kern.

Das schimmert in jedem seiner vielen Bücher durch. Auch in diesem.

SPRECHENDE BILDER

AUS DER

JOURNALISTEN-SCHATZTRUHE



JOACHIM SIEGERIST

SPRECHENDE BILDER AUS DER JOURNALISTEN-SCHATZTRUHE

WPR POLITIK VERLAG